

DIE WELTWOCHEN



«Putin ist ein Faschist»

Der französische Schriftsteller und Politiker Raphaël Glucksmann über eine tödliche Gefahr für die westliche Zivilisation. *Jürg Altwegg*

Fall der Wunderfrau

Wie die Gender-Ökonomin Iris Bohnet mit der CS scheiterte. *Christoph Mörgeli*

Goldene Regel für eine glückliche Beziehung

Frauen, euer Partner darf nicht weniger verdienen als ihr.

Samantha Jayne

Im Haus des Königs
Besuch bei Charles III.
auf seinem Landsitz
in Schottland



WAS MACHT EINE ROLEX ZU EINER ROLEX?

Es sind nicht die Rädchen. Es ist nicht der Stahl, den wir bearbeiten, oder das Gold, das wir schmieden. Es ist nicht die Summe aller einzelnen Teile, die bei uns mit ständiger Aufmerksamkeit und zahlreichen Fertigkeiten von Hand entworfen, gefertigt, poliert und zusammengesetzt werden. Es ist die Zeit, die es erfordert. Die vielen Tage

und Monate, die nötig sind, bis wir schliesslich dieses eine Wort auf jedes einzelne Zifferblatt drucken können, das unsere Werkstätten verlässt: «*Superlative*». Es ist das Zeichen unserer Autonomie, unserer Verantwortung, unserer Integrität. Denn das ist alles, was wir machen. Aber wir machen es alles. Damit Sie es sich zu gegebener Zeit zu eigen machen können.

#Perpetual

BUCHERER
1888


ROLEX

Jürg Altwegg im Gespräch mit Raphaël Glucksmann, naive Klimapolitik, Antony Blinkens Meineid, König Charles' Landsitz in Südschottland

Niemand wollte auf den Schriftsteller Raphaël Glucksmann hören, der seit zwei Jahrzehnten vor Russlands Präsident Wladimir Putin warnt. Jetzt reissen sich die französischen Medien um ihn. Soeben hat er ein Buch über Putin, die Ukraine und Europa veröffentlicht. Für *Weltwoche*-Autor Jürg Altwegg nahm er sich ausserhalb seines offiziellen Programms Zeit. Das ist kein Zufall. Altwegg vermittelte Glucksmanns Vater André einst einen neuen Buchverlag in Deutschland, nachdem sich dieser mit seiner Marxismus-Kritik «Köchin und Menschenfresser» von der totalitären Linken losgesagt hatte. Schon seit Jahrzehnten gehört Altwegg zu den wichtigsten Vermittlern französischer Kultur im deutschsprachigen Raum. Er berichtete als Korrespondent aus Genf und Paris für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, seit einigen Jahren ist der gebürtige Zürcher zu unserer grossen Freude für die *Weltwoche* tätig. Allein in diesem Jahr bereicherte er die Debatte über Krieg, Frieden und Europa mit spektakulären Interviews, etwa mit Historiker Emmanuel Todd und Literat Richard Millet, die sich beide nur auf ein Treffen mit Altwegg einliessen. Kürzlich publizierten wir ein Gespräch Altweggs mit Pierre de Gaulle, dem Enkel des legendären Präsidenten Charles de Gaulle. Dieser vertrat den Standpunkt, dass Putin sein Land und sein Volk verteidige und ein Partner für Europa sein könne. Nun präsentiert Glucksmann im Gespräch mit Altwegg die andere Sicht: Putin sei ein Faschist und eine Gefahr für die westliche Zivilisation. Rede und Gegenrede: Das ist der unabhängige Journalis-



Explosive Recherchen:
Präsidentensohn Hunter Biden.

mus, wie ihn die *Weltwoche* seit neunzig Jahren pflegt. **Seite 26–29**

Die Debatte über die Klimapolitik wird hitziger, über 200 Wissenschaftler werben für ein Ja zum Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative. Ist die totale Abkehr von Öl und Gas dringlich? Wir fragen die Ökonomeprofessoren Reiner Eichenberger und David Stadelmann nach einer Beurteilung der Schäden des Klimawandels, auch der Nutzen und Kosten der Politikmassnahmen. Ihr nüchterner Schluss: Es wäre naiv, sich auf ein einziges Klimaziel zu fixieren. **Seite 14**

Der ominöse Hunter-Biden-Laptop holt die US-Regierung ein. Der ehemalige CIA-Chef Michael Morell hat vor dem Justizausschuss gestanden,

dass der heutige US-Aussenminister Antony Blinken aktiv in den Präsidentschaftswahlkampf 2020 eingegriffen hat und Geheimdienstler aufbot, die explosiven Recherchen über korrupte Geschäfte der Biden-Familie als «russische Desinformation» zu diskreditieren. Nun wurde in Washington der Vorwurf laut, Blinken habe über sein Verhältnis zu Hunter Biden «dreist gelogen». So hat der Spitzendiplomat bei einem Senat-Hearing unter Eid behauptet, nie mit Hunter Biden einen E-Mail-Verkehr geführt zu haben. Die *Weltwoche* hat im Fundus von Hunters Laptop recherchiert und kann belegen: Blinken pflegte nicht bloss eine vertrauliche Beziehung zu Hunter Biden. Um Spuren zu verwischen, hat er die Kommunikation mit dem Präsidentensohn auf seinen privaten E-Mail-Account ausgelagert. **Seite 36**

Mit dem Tod von Königin Elizabeth sei auch Prinz Charles gestorben, erfuhr unser Autor Peter Littger während einer ausführlichen Tour über das Anwesen von Dumfries House. Als König werde er nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit für jenen Ort haben, wo er am 8. September zum letzten Mal in seinem Leben als Prince of Wales wach wurde – bevor er mit dem Helikopter ins 250 Kilometer entfernte Balmoral Castle flog, um sich von seiner Mutter zu verabschieden. Ohne Zweifel soll Dumfries auch während seines Königtums das bleiben, was sich Charles seit dem Kauf 2007 vorgestellt hat: die Manifestation seines Mindsets. **Seite 55**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Anzeigenleitung:** Philip Hofmann. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die Welt von morgen und die neutrale Schweiz

Wer ein Urteil ohne Anhören der anderen Seite fällt, ist ungerecht, wenn er auch ein gerechtes Urteil fällt.

Seneca

Berlin

Die Welt verändert sich. Immer. Nicht zum Schlechten. Die Menschen sind nicht dumm. Keineswegs arbeiten sie ihrem Untergang entgegen. Ich glaube nicht an einen Grundtrieb zum Bösen. Die Menschen schaden sich aus Irrtum oder Verblendung. Am gefährlichsten sind sie dann, wenn sie sich im Bund mit Gott, im unfehlbaren Besitz der Wahrheit und des Guten wähnen. Perfektion ist unerreichbar, aber alle versuchen, für sich das Beste herauszuholen. Natürlich passieren fürchterliche Fehler, geschieht oft namenloses Unheil. Irren ist menschlich. Aber unbestreitbar bleibt die Tatsache, dass der Fortschritt existiert. Man beachte nur die Aktienkurse seit 1900 oder die Zahnmedizin.

Ich bewundere die USA

Die Welt verändert sich. Rasant. Noch vor kurzem schien die Welt dominanz der Amerikaner unbestritten. Sie gewannen den Ersten Weltkrieg, den Zweiten Weltkrieg, den Kalten Krieg. Ihre Währung, der Dollar, war die Universal-sprache der Wirtschaft. Kulturell gaben sie den Ton an, auf den Leinwänden, in der Musik, im Sport. Nie dürfen wir vergessen, dass die USA – zusammen mit den Russen – das kriegsverwüstete Europa von der Tyrannei befreiten. Dafür haben sich junge Amerikaner aufgeopfert, Burschen zum Beispiel aus dem Mittleren Westen, die für uns ihr Leben riskierten auf einem fremden Kontinent. Dass die USA gleichzeitig begannen, aus eigenen geopolitischen Interessen die kommunistischen Sowjets in Europa zurückzudrängen, tut dem keinen Abbruch

und geschah auch im ureigenen Interesse unserer Freiheit.

Ich bewundere die USA. Auch wenn ich die gegenwärtige US-Regierung für eine Katastrophe halte, bleibt mein Vertrauen in die Amerikaner ungebrochen. Sie sind tüchtig, pragmatisch, marktwirtschaftlich, wettbewerbsbegeistert, eigentlich apolitisch, möchten vom Staat am liebsten in Ruhe gelassen werden. Aufgrund ihrer Geschichte (Sklaverei) und der Religion ihrer Gründer (radikaler Protestantismus) sind sie zwar anfällig für Moralismus («Woke»), aber insgesamt von erdbebensicherer Bodenständigkeit mit einer Demokratie der Freiheit, Eigenverantwortung und Entfaltung, die weltweit inspiriert, auch in der Schweiz.

Trotzdem: Die Welt verändert sich, sie wird vielfältiger und löst sich von der einseitigen Dominanz der USA. Das ist für die Amerikaner, vor allem für ihre Politiker, ein schmerzhafter Vorgang. Wir werden sehen, wie souverän sie den relativen Niedergang ihrer Supermacht bewältigen, ob sie cool bleiben oder durchdrehen, aber aus Schweizer, aus europäischer Sicht kön-



nen wir diesen Prozess der Vervielfältigung, das Aufholen anderer Zivilisationen in einer «multipolaren Welt» nur begrüssen. Vielfalt ist der Einfalt immer vorzuziehen. Freiheit erfordert Aus-

Der relative Machtverlust der Amerikaner ist auch ein Segen – nicht zuletzt für die USA.

wahl und Wettbewerb. Macht korrumpiert, und absolute Macht korrumpiert absolut. Darum ist der Machtverlust der Amerikaner auch ein Segen – nicht zuletzt für die USA.

Segensreicher Aufstieg der andern

Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs, zum Teil schon vorher, beobachten wir den Aufstieg Chinas, Russlands, Asiens überhaupt, aber auch Afrika bewegt sich, Südamerika, der Mittlere Osten, die arabische Welt. Die einstigen Kolonien des Westens regen sich, stehen auf, haben enorm profitiert vom Welthandel, dieser unterschätzten Urtriebfeder der Zivilisation. Natürlich gehen Gewichtsverlagerungen der Macht nicht immer konflikt- und spannungsfrei vor sich, auch Kriege bleiben leider aktuell, doch wir sollten uns davor hüten, die Differenzen und unvermeidlichen politischen Karambolagen als existenzielle, unüberbrückbare Gegensätze fehlzudeuten. Das sind sie nicht.

Viele in den Medien und in der Politik, die berufsmässigen Beobachter des Geschehens vor allem bei uns im Westen, neigen dazu, die Welt in den Schablonen des 20. Jahrhunderts zu erklären, in schroffen Kontrasten, schwarzweiss, hier die Demokratie, dort die Diktatur; hier Freiheit und Rechtsstaat, dort drüben Sklaverei und Despotie; hier die Guten, dort die Bösen. Das sind schreckliche, gefährliche

Irrtümer, die nichts Gutes bewirken können, Treibstoff für Hetzer, Kriegstreiber und Selbstgerechte. Tatsache ist, dass die Welt, dass die verschiedenen Kulturen und Zivilisationen sich bei allen, zum Teil erheblichen Unterschieden immer ähnlicher geworden sind.

Amerika, Europa, Russland und China sind keine Todfeinde mehr. Es stehen sich keine unversöhnlichen, einander bekriegenden und ausschliessenden Systeme gegenüber wie früher. Die Monarchien sind gefallen, die mörderischen Ideologien des 20. Jahrhunderts, Nationalsozialismus und Internationalsozialismus, sind Geschichte. Die Menschheit ist heute auf gemeinsamen globalen Märkten unterwegs, geprägt natürlich von unterschiedlichen historischen Erfahrungen und Traditionen, aber niemand wird bestreiten, dass uns heute mehr verbindet mit allen anderen denn je in unserer Geschichte.

Audiatur et altera pars

Nüchternheit ist gefragt. Und Wirklichkeits-sinn. Wir sind gefordert, das überwiegend Verbindende über das Trennende zu stellen, das Gemeinsame zu suchen, zu fördern, einander respektvoll zu begegnen, im Wissen auch darum, dass die Weltgeschichte eine Abfolge von Missverständnissen und gefühlsgetriebenen Irrtümern gewesen ist, die gelegentlich zu Katastrophen ausschlugen. *Audiatur semper et altera pars!* Es möge stets auch die andere Seite gehört werden. Ja, es herrscht Krieg in der Ukraine, aber gerade deshalb sollten wir bei aller Empörung unsere Emotionen in Schach halten, das Herz kühlen, unser Hirn aktivieren, die eigenen Interessen abwägen und es auf keinen Fall zulassen, dass wir diesen Krieg, eine eigentlich regionale Auseinandersetzung um Sicherheitsinteressen im Gefolge des Zusammenbruchs der Sowjetunion, zu einem Weltkrieg ausweiten. Krieg ist auch eine Verführung. Vor allem dann, wenn man ihn nicht selber führen muss. Wir dürfen dieser Verführung nicht erliegen.

Die «multipolare Welt» ist eine Realität. Der Westen glaubte, mit seinen Sanktionen Russland zu isolieren. Nun stellt der Westen ernüchtert fest, dass er sich mit seinen Sanktionen selber isoliert. Immer mehr Länder wenden sich ab. Sie haben keine Lust, sich in einen Krieg um eine ehemalige Sowjetrepublik, lange auch Teil des russischen Imperiums, hineinziehen zu lassen. Sie wollen sich auch keiner von den USA diktierten Weltordnung unterwerfen. Die Chinesen treten plötzlich als Friedensvermittler im Nahen Osten zwischen Arabern und Persern auf. Präsident Xi versucht, mit seiner eigenen Version der einstigen Dollardiplomatie eines William Howard Taft die Selenskyj-Regierung in Kiew von ihrem Kriegspfad abzubringen. Die allermeisten Länder schliessen sich den Boykotten nicht an. Präsidenten wie Brasiliens Lula

oder Erdogan in der Türkei entwickeln diplomatisches Profil. Inzwischen schwankt sogar die Weltherrschaft des Dollars.

Europa, Grossmacht der Bescheidenheit

Europa sollte sich der multipolaren Welt öffnen, sich aufgeschlossen zeigen. Europa ist ein Kontinent der Kriege und Niederlagen. Schmerzliche Erfahrungen haben die Europäer bescheidener und sensibler gemacht, man könnte auch sagen, schweizerischer. Europa wäre vorherbestimmt, um in dieser neuen Welt als Brücke der Verständigung zu dienen, als Therapiezentrum des Friedens und des Gesprächs, als Grossmacht der Bescheidenheit, der politischen Neutralität, der Bildung, Wirtschaft und Weltoffenheit. Leider hat der Fehlentscheid des russischen Präsidenten Putin, seine Probleme in der Ukraine militärisch zu lösen, die Europäer nun wieder hauteng an die Seite der Amerikaner geklebt, alte Gräben aufgerissen. Das ist ein Rückschritt, denn gerade Europa hatte sich zuletzt von den USA gelöst, seine Bindungen an Russland und China vertieft. Nun ist einiges davon, wenn auch nicht alles in Frage gestellt.

Es wäre dumm, in einer Sackgasse weiterzumarschieren. Zum Glück ist kein vernünftiger Politiker in Europa heute ehrlich der Meinung, dass wir wegen des Konflikts um die Ukraine die Welt wieder in eine absurde Version des Kalten Kriegs stürzen sollten. Die Amerikaner säbelrasseln in Richtung China, aber ich halte es für ausgeschlossen, dass Europa damitmachen wird. Es wäre politischer und vor allem wirtschaftlicher Selbstmord. Lassen wir uns von den Kriegstreibern und Maulhelden in den Medien nicht blenden, von der geballten Scheinheiligkeit und Selbstgerechtigkeit vieler Meinungsmacher. Die Welt ist zum Frieden, ist

zur Zusammenarbeit verdammt. Mehr denn je. Wir können es uns nicht leisten und sollten uns deshalb auch nicht auf die Scholle, in die Höhle zurückziehen. Friedliche Koexistenz ist das Gebot der Stunde – über alle Unterschiede der Kulturen und Interessen hinweg. Früher oder später wird sich diese Einsicht auch öffentlich durchsetzen.

Trumpfkarte Neutralität

Die Schweiz wäre mit ihrer Neutralität hervorragend ausgestattet für diese neue Welt der Multipolarität, des Gleichgewichts der Mächte. Der US-Diplomat Henry Kissinger beschrieb die Gegenwart einmal in Analogie zum 19. Jahrhundert. Damals gab nicht eine Macht einsam

Gerade im Krieg muss die Schweiz unparteiisch sein und blockfrei, mit allen reden, sich nirgends anbinden.

den Ton an, sondern mehrere grosse Staaten bemühten sich darum, die Balance zu wahren. Das ist nicht ohne Risiko, aber sicher besser als die dauerhafte Vorherrschaft nur eines Hegemonen, der stets den korrumpierenden Wirkungen seiner Allmacht ausgesetzt bleibt. Die schweizerische Neutralität ist ein völkerrechtliches Produkt dieses 19. Jahrhunderts, ein Privileg, das uns nicht zuletzt auf Betreiben des russischen Zaren Alexander I. hin gewährt worden ist. Die Russen haben uns auch sonst noch nie etwas zu-leide getan. Wo bleibt die Dankbarkeit?

Doch wie so viele Staaten im Westen ist auch die Schweiz im Überfluss einer mit Gratisgeld befeuerten Hochkonjunktur dekadent und übermütig geworden. Die heute lebenden Schweizer kennen nur den Frieden. Sie haben den Wert der Neutralität als Instrument der Sicherheit vergessen. Selbst einige unserer Diplomaten liefern sich der verwahrlosten Meinung aus, die Schweiz solle ihre Neutralität aufgeben, um sich an der Seite der Amerikaner ungehinderter in einen Stellvertreterkrieg gegen die Atommacht Russland zu stürzen. Wahnsinn, Verblendung, aber ohne Substanz und Bestand. Die Neutralität wird bleiben. Sie ist nicht nur historisch tief verwurzelt, sie ist auch vernünftig – und aktuell wie eh und je. Gerade im Krieg muss die Schweiz unparteiisch sein und blockfrei, mit allen reden, selbstverständlich, sich nirgends anbinden. Frei bleiben! Tatsächlich gibt es eine Zeitenwende, aber anders, als Politiker und Medien uns glauben machen. Wir erleben eine Zeitenwende weg von einer unipolaren «Pax Americana» hin zu einer «Pax multipla» zahlreicher Mächte und Zivilisationen, ein Fortschritt der Vielfalt auf Kosten der Einfalt. Dieser Krieg wird nicht ewig dauern. Wir müssen über die Gegenwart hinausdenken. Das ist eine riesige Chance, auch für die Schweiz. Wir packen sie am besten, indem wir neutral bleiben. R. K.



DER PRAGMATICUS
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.
JEDEN 1. SONNTAG IM MONAT
Alle Sendetermine bei ServusTV On
ServusTV



Herr des Hauses: Charles III. Seite 55



«Wonder Woman»: Iris Bohnet. Seite 34



Meineid: Antony Blinken. Seite 36

DIESE WOCHE

- 3 Intern
- 4 Editorial
- 8 Eilmeldung
Steuern in der Schweiz behalten
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Erich Fehr
- 10 Tagebuch
Hans-Ueli Rihs
- 13 Bern Bundeshaus
Schweizer Strom für deutsche Träume
- 14 Reiner Eichenberger
Wir sind ja so Klima-naiv
- 17 Weisheit des Herzens Kälte des Klimas
- 18 Inside Washington
Biden im Bann von «Dr. Jill»
- 18 Personenkontrolle
- 20 Mörgeli
Der wahre Bankster
- 20 Thomas Borer
Ex-Botschafter will Neutralität abschaffen
- 21 Peter Bodenmann
Klimagesetz: Rösti lähmt alle
- 22 Alain Berset
Ein Mann kämpft sich zurück
- 23 News Melnyk bedroht Wagenknecht
- 24 Lernen von Jimmy Carter
Fehler der wertebundenen Aussenpolitik
- 25 Yaks Vorzeige-Schweizer
aus dem Himalaja
- 26 «Putin ist ein Faschist»
Interview mit Raphaël Glucksmann
- 30 Shikma Bressler
Ikone der israelischen Protestbewegung
- 31 Kurt W. Zimmermann
SRG: Schwindler, Rosstäuscher, Gaukler

- 32 Eine schrecklich nette Familie
Robert Habecks Ideengeber
- 33 News Maudets grandioses Comeback
- 34 Fall der Wunderfrau
Iris Bohnet scheitert mit der Credit Suisse
- 35 Intellektuelles Paralleluniversum
Die älteste Zeitung der Welt macht dicht
- 36 Antony Blinken
Aussenministers Meineid
- 38 Seitensprung ins Abseits Der Basler
Ständeratskandidat Balz Herter
- 39 Anabel Schunke
Der Fall Mohammad Ali G.
- 40 Samantha Jayne Goldene Regel
für eine glücklich Beziehung
- 42 Schöne Neue Welt
Geheimnis der Freiheit
- 43 Freisinnige im Widerstand
FDP-Politiker gegen das Klimagesetz
- 45 Sex im Weltall
Gefährlicher als man denkt
- 46 Bye-bye, James Monroe
China übernimmt in Lateinamerika
- 49 Tamara Wernli
Charme der Veganer
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Wjatscheslaw «Slawa» Saizew,
Gordon Meredith Lightfoot Jr.
- 52 Beat Gygi
Unser Geld braucht Jordans Nüchternheit

CHARLES III. IM HAUS DES KÖNIGS

- 55 Ein Reich in bester Verfassung
Zu Besuch in Charles' prächtigem
Dumfries House in Südschottland

LITERATUR UND KUNST

- 61 Ikone der Woche
- 62 Meister des Wortes
Truman Capote
- 64 Bücher der Woche
- 67 Die Sprache
- 68 Martin Tillman
Die Show des Schweizer Cellisten
- 70 Fernsehen
- 70 Film «Beau Is Afraid»
- 71 Podcast «The Playboy Interviews»
- 73 Jazz Diana Krall
- 73 Klassik Anton Bruckner
- 73 Jazz Kasia Pietrzko Trio

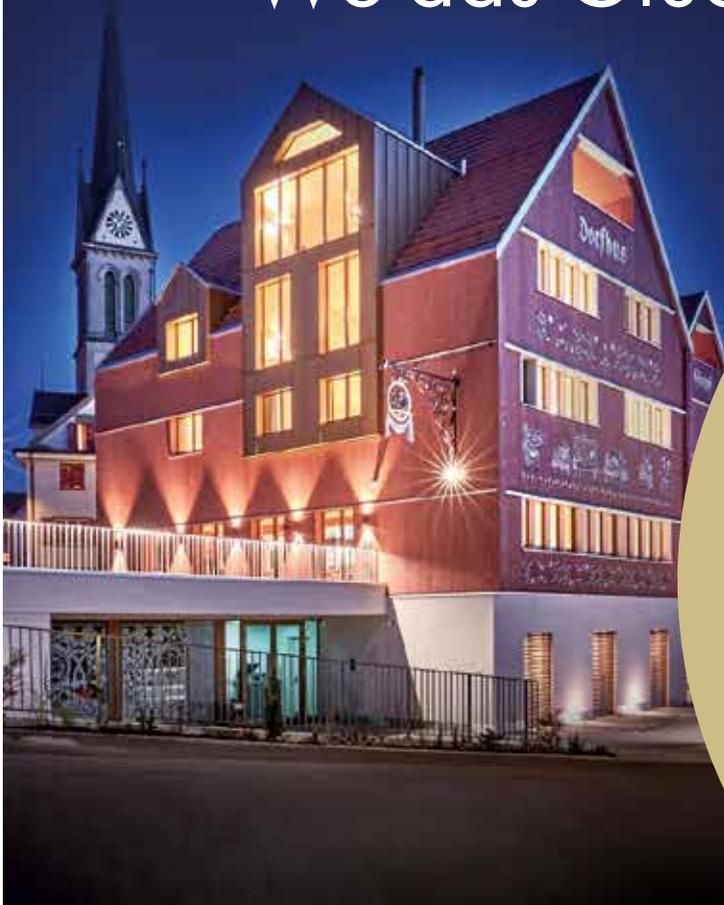
LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Frauen
- 76 Thiel Klimaschädlinge
- 76 Häuser «Canfranc Estación»
- 77 Bei den Leuten 70. BEA in Bern
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Mittagessen mit ... Bruno Campino
- 82 Das indiskrete Interview
Milo Moiré, Künstlerin



DORFHUS

Wo das Glück zu Hause ist.



„KLEINE AUSZEIT“

FÜR 2 PERSONEN

400 CHF

INKLUSIVE 6-GANG-ABENDMENÜ,

ÜBERNACHTUNG IM DOPPELZIMMER

UND FRÜHSTÜCK

DORFHUS GUPF AG

Kirchstrasse 2

9038 Rehetobel

+41 71 878 70 00

www.dorfhus-gupf.ch

Steuern in der Schweiz behalten

Am 18. Juni geht es ans Eingemachte. Mit einem Ja zur OECD-Steuerreform stellen wir sicher, dass die zusätzlichen Einnahmen der Schweiz zugutekommen.

Magdalena Martullo-Blocher

Im Juni stimmen wir über die unvermeidbare Einführung der OECD-Mindeststeuer ab. Damit können wir die Steuereinnahmen der Grossunternehmen in der Schweiz behalten. Die höheren Steuergelder fliessen hauptsächlich in die Kantone, wo sie für die Verbesserung der Standortqualität verwendet werden.

Die OECD-Steuerreform verlangt, dass international tätige Unternehmen mit einem jährlichen Umsatz von mehr als 750 Millionen Euro mit einem Steuersatz von mindestens 15 Prozent besteuert werden. Darauf haben sich 140 Länder geeinigt. Hält ein Land sich nicht daran, dürfen die anderen Länder die fehlende Steuer einholen.

Unerbittlicher Wettbewerb

In der Schweiz sind 2000 international tätige Unternehmen betroffen. Sie werden neu höher besteuert. Für die 600 000 rein national tätigen kleineren Unternehmen ändert sich nichts.



Sonst profitieren andere Länder:
Unternehmerin Martullo-Blocher.

Mit einem Ja zur OECD-Steuerreform stellen wir sicher, dass die zusätzlichen Steuereinnahmen der Schweiz zugutekommen. Eine Erhebung der Schweizer Steuern durch das Ausland würde für die betroffenen Firmen einen grossen Zusatzaufwand bedeuten. Der Einfachheit halber und weil sie diese Steuern ja sowieso irgendwo

Mit den zusätzlichen Steuern können die Kantone massgeschneiderte Standortverbesserungen beschliessen.

bezahlen müssen, würden sie in diesem Fall Verlagerungen von Geschäftsaktivitäten ins Ausland in Betracht ziehen müssen. In diesem Fall würden sogar die gesamten Steuern ins Ausland abwandern.

Die Bedeutung dieser internationalen Unternehmen für die Schweiz ist gross. Mit ihren Forschungs- und Entwicklungstätigkeiten, ihren hohen Löhnen, ihren Investitionen und ihren zahlreichen Aufträgen an lokale Unternehmen sind sie überproportional stark für die hohe Wertschöpfung in der Schweiz verantwortlich. Sie liefern aber auch Milliarden an Steuergeldern an den Bund und die Kantone ab.

Bedenkt man das hohe Lohn- und Kosteniveau in unserem Land, ist diese positive Entwicklung alles andere als selbstverständlich. Dass sich trotzdem viele potente Unternehmen hier niederlassen, verdanken wir unter anderem dem hohen Ausbildungsniveau, den schlanken Strukturen sowie der hohen Rechtssicherheit in unserem Land.

Aus eigener Erfahrung als Unternehmerin eines der betroffenen Unternehmen weiss ich, dass die erfolgreichen Grossfirmen international sehr begehrt sind – und dass sie andauernd von anderen Staaten umworben werden. Der internationale Standortwettbewerb hat sich über die letzten Jahre massiv verstärkt und ist unerbittlich.

Mit der OECD-Mindeststeuer werden die Kantone verpflichtet, ihre kantonalen Steuersätze für Grossfirmen zu erhöhen. Die Bundessteuer wird unverändert bleiben. Deshalb sollen

die erhobenen zusätzlichen Steuereinnahmen zu drei Vierteln den jeweiligen Kantonen und zu einem Viertel dem Bund zukommen.

Links-Grün kritisiert diese Aufteilung, sie hätten lieber die gesamten Steuern zum Bund geholt und dort ausgegeben. Mit der Erhöhung der Steuern verschlechtert sich aber in den Kantonen die Standortqualität für die Grossfirmen. Dank ihnen konnten der Bund und die meisten Kantone in den letzten Jahrzehnten stark wachsende Steuereinnahmen generieren und die eigenen Ausgaben steigern.

Attraktiv bleiben

Die Schweiz muss auch weiterhin wettbewerbsfähig bleiben, trotz höchster Löhne, eines kleinen Absatzmarktes und hoher Logistikkosten. Deshalb sollen die Kantone den grössten Teil der zusätzlichen Steuern bekommen, damit sie massgeschneiderte Standortverbesserungen beschliessen können. Die zusätzlichen Mittel ermöglichen es ihnen, individuelle Massnahmen zu ergreifen, damit sie auch in Zukunft als attraktive Wirtschaftsstandorte punkten können. Dank des nationalen Finanzausgleichs profitieren dann alle Kantone von den Mehreinnahmen.

Mit der Vorlage verlieren die Kantone leider wiederum einen Teil ihrer Steuerhoheit im internationalen Umfeld, das ist bedauerlich. Wie bereits bei der Unternehmenssteuerreform III zwingt uns das Ausland, diese Steuererhöhung vorzunehmen, weil sonst andere Länder sie bei unseren Firmen erheben würden. Die Einführung der OECD-Mindeststeuer fordert die Kantone heraus. Ich bin aber überzeugt, dass sie die Herausforderung meistern werden und attraktiv bleiben. Denn hier geht es wirklich ans Eingemachte, um die Finanzierung unseres Staates, die vielen Arbeitsplätze und die hohe Wertschöpfung – nicht nur beim Bund, sondern vor allem auch in den Kantonen. Stimmen Sie deshalb am 18. Juni 2023 der Umsetzung der OECD-Mindeststeuer zu!

Magdalena Martullo-Blocher ist Nationalrätin der SVP und Delegierte des Verwaltungsrats der Ems-Chemie.

Lieber Erich Fehr

Ihre Stadt macht von sich reden: Der Bieler Hockeyclub hat's bis zum Playoff-Finale geschafft, ist aber leider nicht Champion geworden. Jetzt redet man – sogar in Zürich – von einem Reglement, das Sie demnächst vor das Volk bringen werden. Und man lästert: «In einem Anfall von Übereifrigkeit» hätten Sie ein neues Reklame-reglement ausgearbeitet, das die Werber zwingen will, alle Reklamen in der zweisprachigen Stadt auch zweisprachig zu gestalten. Wo solches doch gar nicht nötig sei, die Zweisprachigkeit gehe locker von selbst, meinen die Zürcher.

Denkste. Wir wissen nur zu gut, Sie als Stadtpräsident und ich als alter Bieler: Mit der Zweisprachigkeit verhält es sich wie mit der Demokratie und den Menschenrechten – wenn nicht dauernd für ihre Aufrechterhaltung gekämpft wird, gehen sie langsam vor die Hunde. Das Gleichgewicht der Sprachen muss in einer bilinguen Stadt stets neu ausbalanciert werden.



Hopp Biel-Bienne:
Stadtpräsident Fehr.

Klar, die Auswärtigen staunen, wie leicht eine Kioskverkäuferin, ein Trolleybus-Chauffeur oder der Stadtpräsident noch im gleichen Satz von Deutsch auf Französisch wechseln können, im lokalen TV Tele Bilingue gibt's sogar einen Fernsehreporter, Dominique Antenen, der seine Direktsendungen so durchgehend

zweisprachig macht, dass Zugezogene seine Sendungen als Sprachkurs verwenden!

Vielleicht sind ja die Ostschweizer ein bisschen neidisch auf so viel geschliffene Sprachkenntnisse, wo sie doch nur noch Dialekt und etwas Englisch radebrechen können.

Apropos: Ich wäre als Bewohner von Lausanne sehr froh, wenn die dortigen Behörden dafür sorgen würden, dass die Werbung auf Französisch daherkommt und nicht nur auf Englisch, wie es heute leider in viel zu vielen Kampagnen der Fall ist. Auch die Sprachterritorialität der Schweiz muss immer wieder neu bestätigt werden.

In diesem Sinn hoffe ich, dass es Ihnen gelingt, das neue Reklamereglement durchzusetzen. Hopp Biel-Bienne!

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Hans-Ueli Rihs



Der 5:1-Sieg der Young Boys gegen Luzern am vergangenen Sonntag war der absolute Wahnsinn – und quasi das Tüpfelchen auf dem i auf dem Weg zum Meistertitel. Es ist das Resultat einer perfekten Teamleistung – von den Spielern über die Trainercrew bis hin zur Führungsetage. Obwohl es abgedroschen klingen mag, darf ich mit Fug und Recht sagen: Der BSC Young Boys funktioniert wie eine harmonische Familie. Jeder steht für den anderen ein. Jeder spielt seine Rolle mit Leidenschaft und grösstem Engagement. Sei es Trainer Raphael Wicky, Sportchef Steve von Bergen, Chefscout Stéphane Chapuisat oder Christoph Spycher, der Sportdelegierte im Verwaltungsrat.

Dass ich den Moment des 16. Meistertitels im Stadion erleben durfte, war nicht selbstverständlich. Eigentlich hätte die Mannschaft die entscheidenden Punkte schon fünf Tage zuvor in Zürich gegen die Grasshoppers holen können. Alle waren im Letzigrund: der ganze Verwaltungsrat, mein Sohn Stefan, rund 4500 Fans aus Bern. Nur ich war in Miami – und kam erst am Donnerstag nach Hause. Ich sagte mir, dass sie auch ohne mich gewinnen werden. Aber das stimmte nicht. Das 1:4 war eine schmerzliche Niederlage – gleichzeitig lieferte sie aber die Basis zur perfekten Dramaturgie. Schliesslich ist es immer schöner, den Titel zu Hause zu feiern: vor 31 500 Zuschauern im ausverkauften Wankdorf.

Wenn ich über YB spreche, kreisen meine Gedanken auch immer um meinen vor fünf Jahren verstorbenen Bruder Andy. Der Klub war unser gemeinsames Herzensprojekt – und wir lebten es nach dem Motto,

das wir schon damals bei Phonak kultiviert hatten: «Ohni Lüt gaht nüt.»

Es gehört zu meiner Führungs- und Unternehmensphilosophie, immer direkt mit den Menschen zu sprechen. Wenn ich nur noch über digitale Kanäle mit den Mitarbeitenden in Kontakt trete, geht vieles verloren. Deshalb verwende ich ganz bewusst kein Whatsapp. Ich

Begeisterung und Leidenschaft für den Sport sind in Bern auf jedem Meter spürbar.

rufe lieber an und bespreche ein Thema direkt. Ich denke, dass die Bedeutung des direkten Gesprächs heute zu oft verkannt wird.

Zurück ins Wankdorf und zur Meisterfeier. Alle erwiesen uns die Reverenz – auch Stadtpräsident Alec von Graffenried und Dölf Ogi. Im YB-Verwaltungsrat verkörpert Hanspeter Kienberger die Berner Seele perfekt – auch mit seinem wunderbaren Dialekt. Ich selber töne nicht wie ein Berner. Aber ich darf darauf hinweisen, dass mein Heimatort Meinisberg im schönen Berner Seeland ist – und dass mein Rufname «Jöggi» von meiner Berner Mutter stammt. Als ich als Kind mit meinen zwei älteren Schwestern und meinem grossen Bruder unterwegs war, bildete ich meistens das Schlusslicht. Meine Mutter rief dann: «Chum einisch, Hansjoggeler.» Seither bin ich «Jöggi».

Bern gilt zwar als Beamtenstadt – berechtigt oder nicht. Begeisterung und Leidenschaft für den Sport sind aber auf jedem Meter spürbar. Wenn ich mit dem Tram vom Bahnhof ins Wankdorf fahre, bedanken sich immer wieder wildfremde Menschen bei mir. Das ist ein

wunderbares Gefühl – und die Bestätigung, dass wir vieles richtig machen. Wir versuchen, Menschlichkeit und hohe Leistungsbereitschaft zu vereinen.

Die Feier nach dem Sieg war erst der Anfang. Am nächsten Sonntag – am Tag nach dem Spiel in St. Gallen – zelebrieren wir den grossen Meisterumzug durch die Stadt. Vom Bundesplatz geht's durch die Marktgasse zum Bärengraben und dann ins Stadion. Dort erwarten wir viele Tausende Zuschauerinnen und Zuschauer.

Das soll aber noch nicht der Schlusspunkt gewesen sein. Am 4. Juni dürfen wir im Wankdorf zum Cup-Final gegen Lugano antreten. Es ist die grosse Chance, zum dritten Mal in der 125-jährigen Klubgeschichte das Double zu gewinnen. Ich bin mir sicher: Die Mannschaft ist extrem motiviert, auch diesen Pokal in die Höhe zu stemmen.

Mittel- und langfristig sind die Perspektiven ebenfalls sehr gut. Das Geschäftsjahr 2022 konnten wir mit einem Gewinn abschliessen. Damit wir in die Ausbildung und Weiterentwicklung von Talenten investieren und ein konkurrenzfähiges Kader zusammenstellen können, sind wir auf die Treue unserer Fans und Sponsoren sowie auf Zusatzerträge aus Spielertransfers und europäischen Wettbewerben angewiesen. Dies funktionierte in den vergangenen Jahren ausgezeichnet, und wir gehen den eingeschlagenen Weg konsequent weiter. So darf ich sagen: In der oft verrückten Welt des Spitzensfußballs ist der BSC Young Boys ein echtes Juwel.

Der Zürcher Unternehmer Hans-Ueli «Jöggi» Rihs, 79, ist Besitzer des BSC Young Boys. Sein Sohn Stefan sitzt ebenfalls im Verwaltungsrat.



Jedes bedeutende
Uhrengeschäft
hat seine Geschichte.
Wir haben ein Museum.



Rolex «Deep Sea Special»
Replika 1978 (Original 1959),
Tiefstach-Rekord 1960: 10'916 m.u.M.

Bahnhofstrasse 31, 8001 Zürich
beyer-ch.com

So lange es Zeit gibt.

BEXER
UHREN UND JUWELEN

Unterhalts- reinigung

*«Nach all meinen Jahren
in der Branche weiss
ich, wie wichtig ein
sauberes Arbeitsum-
feld für das Betriebs-
klima ist.»*

Sandra Sampaio
seit über 25 Jahren für
Armit im Einsatz



Jetzt Angebot einholen 0800 404 808

Schweizer Strom für deutsche Träume

Die Energiewende in Deutschland ist abhängig von Schweizer Notstromlieferungen. Jetzt wollen wir mit dem Klimagesetz die Fehler unseres Nachbarn wiederholen.

Das Thema war so wichtig, dass es Energieminister Albert Rösti (SVP) während einer Pressekonferenz aufwarf: Nicht Deutschland musste der Schweiz bei Strom- und Gas-Engpässen wegen des Krieges in der Ukraine aushelfen, wie im letzten Herbst noch vermutet wurde, sondern die Schweiz exportierte Strom nach Süddeutschland, damit dort die Lichter nicht ausgingen.

Das kam so: Anfang Februar produzierten die Windkraftträder im Norden Deutschlands viel Strom, der normalerweise in den Süden transportiert wird. Doch wenn in kurzer Zeit zu viel Windenergie anfällt, gibt es ein Problem: Die Netze sind nicht entsprechend gut ausgebaut. Und damit diese nicht überbelastet werden, muss die Leitung unterbrochen und Strom aus einer anderen Quelle beschafft werden – zum Beispiel aus der Schweiz, wie im letzten Winter.

Plötzlich alles anders

Heute redet Röstis Bundesamt für Energie (BFE) diese Übung als «übliche Zusammenarbeit der europäischen Übertragungsnetzbetreiber im Falle von Engpässen» schön. Zuständig sei die Netzgesellschaft Swissgrid, wo einem beschieden wird, man sei in diesen «normalen Vorgang innerhalb des Verbundnetzes» nicht integriert gewesen.

Von wegen «normaler Vorgang». Die Lieferung von Winterstrom nach Deutschland ist politisch hochbrisant. Denn die Schweizer Stromkonsumenten bezahlen über die Tarife die superteuren Reserven, welche von Bundesrat und Parlament im Herbst aus Angst vor Engpässen im Winter mit Hochdruck durch alle politischen Instanzen gepeitscht worden sind. Wer erinnert sich nicht an die Panikmache des Präsidenten der Stromregulierungsbehörde Elcom, alt Ständerat Werner Luginbühl (BDP), der dazu aufrief, vorsorglich Holz und Kerzen zu bunkern. Und nun stellt sich heraus, dass die Schweiz in der Lage war, Deutschland aus der Patsche zu helfen.



«Das ist Unsinn»: Energiepolitiker Imark.

Die Episode zeigt, dass die Energiewende in Deutschland – weg vom Atomstrom und von fossilen Energieträgern – nur mit Extra-Stromimporten aus der Schweiz zu stemmen ist.

Wer liefert uns Elektrizität, wenn wir überlastete Netze abschalten müssen? Deutschland sicher nicht.

Trotzdem sind wir drauf und dran, bei unserer Energieversorgung den Fehler unseres grossen Nachbarn im Norden zu wiederholen: Der etappenweise Atomausstieg wurde 2018 besiegelt. Im Juni stimmen wir über ein neues Klimagesetz ab, mit dem wir den Verzicht auf Öl und Gas bis 2050 beschliessen sollen. Gleichzeitig soll weiterhin mit hohen Beträgen der Ausbau von erneuerbaren Energieträgern wie Wasser und Sonne subventioniert werden. Nur: Wer liefert uns Elektrizität, wenn wir Netze abschalten müssen, weil all die schönen Solar- und

Windanlagen zu viel Strom zur falschen Zeit liefern und die Leitungen überlastet werden? Deutschland sicher nicht.

Es braucht zwei Stromsysteme

SVP-Energiepolitiker Christian Imark warnt: Heute spreche zwar noch niemand darüber, aber die erneuerbaren Energieträume von Mitte-links bedingten gewaltige Investitionen in die Verteilnetze von Stadt und Land. «Selbst wenn wir so weitermachen wie bisher, auf der Grundlage der Energiestrategie, wie sie 2018 an der Urne beschlossen wurde, müssten wir in den kommenden Jahren gegen 45 Milliarden Franken in den Netzausbau investieren», so Imark. «Für die Erreichung des Netto-null-Zieles beim CO₂-Ausstoss muss noch mehr Flatterstrom [Sonne, Wind] bereitgestellt werden, und der Netzausbau verteuert sich um zusätzliche 37 Milliarden Franken.»

Zur Kasse gebeten würden die Stromkonsumenten schneller, als ihnen lieb ist. Imark verweist auf eine Studie, die unter Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) im November 2022 veröffentlicht wurde. Beim beschleunigten Ausbau von Solaranlagen, wie vom Ständerat beschlossen, steigen die Netzkosten und Netztarife laut der BFE-Studie bereits zwischen 2026 und 2035 rasant an. Imark: «Man wird gewissermassen zwei parallele Stromversorgungssysteme aufbauen müssen mit einem Back-up-Kraftwerkspark, wenn Erneuerbare wie Sonne und Wind ausfallen. Das ist volkswirtschaftlich gesehen Unsinn.»

Doch Bundesrat und Parlament lassen sich bei den Themen Klima und Energie von den Medien treiben, welche Panik schüren und Angst verbreiten. Das neue Klimagesetz – vom Parlament erarbeitet und vom Bundesrat beklatscht, nur damit die Initianten der fundamentalistischen Gletscherinitiative ihr Begehren zurückziehen – führt aufgrund strenger Etappenziele faktisch zum Verbot von Öl und Gasheizungen, von Benzin- und Dieselaautos. Ob sich das aufs Klima auswirkt, bleibt fraglich. Sicher ist nur, dass es enorme Summen verschlingen wird.



Gebote und Verbote.

Wir sind ja so Klima-naiv

Die derzeitige Klimapolitik bringt hohe Kosten, senkt aber die Erderwärmung nur wenig. Wer etwas fürs Klima tun will, muss dringend eine andere Strategie wählen.

Reiner Eichenberger und David Stadelmann

Viele sehen im Klimawandel das grösste Problem der Menschheit und wollen die Erderwärmung auf 1,5 oder höchstens 2 Grad begrenzen. Dafür müsste die ganze Welt bis 2050 klimaneutral und dekarbonisiert werden, was einen präzedenzlosen politischen und wirtschaftlichen Kraftakt bedingte. Die dafür geplante Klimapolitik vernachlässigt das Konzept der Nachhaltigkeit sowie das reale menschliche Verhalten in Wirtschaft und Politik und ist insofern «klimanaiv».

Temperatur um 1850

Nachhaltigkeit zielt auf eine anhaltende und ausgewogene Entwicklung in den Bereichen Gesellschaft, Wirtschaft und Umwelt. Die Entwicklung in einem Bereich soll keine unverhältnismässigen Kosten für andere Bereiche sowie zukünftige Entwicklungschancen brin-

gen. Die anvisierte Klimapolitik trifft andere Bereiche stark, etwa die staatlichen Finanzen, die Wirtschaft, das soziale Zusammenleben, die Ernährung, die persönlichen Freiheiten oder den Landschaftsschutz. Dies alles, um das

Die Effekte der Erwärmung erscheinen im Vergleich zu anderen Veränderungen klein.

1,5-Grad-Ziel zu erreichen – das unrealistisch ist. Denn das Referenzniveau ist die Temperatur um 1850 bis 1900, und seither hat sich die Erde schon um 1,1 Grad erwärmt. 1,5 Grad bedingen also praktisch einen Vollstopp der weltweiten Emissionen, und selbst dann wäre dieses Ziel aufgrund der Eigendynamik des Klimasystems kaum erreichbar.

Die Schweiz hat sich seit 1850 mit 2,1 Grad besonders stark erwärmt. Trotzdem meinen nur wenige, die hiesige Lebensqualität wäre bedeutend höher, wenn die Temperatur seit 1850 konstant geblieben wäre. Und wenige möchten heute so wie 1850 leben. Die Effekte der Erwärmung erscheinen im Vergleich zu all den anderen Veränderungen in der gleichen Zeitspanne klein. Das entspricht auch den Ergebnissen der Weltklimaberichte, auf die sich die Regierungen oft berufen. Diese zeigen wie die einschlägige wissenschaftliche Literatur, dass die Kosten des Klimawandels verglichen mit anderen Veränderungen nicht besonders relevant sind.

Die umfassend geschätzten und in Geld bewerteten Schäden an Mensch, Material, Umwelt et cetera sind zwar in absoluten Zahlen riesig – erst recht, wenn sie über Jahrzehnte

summiert werden, wie in einer 2022 publizierten Auftragsstudie des deutschen Bundesministeriums für Wirtschaft und Klimaschutz. Doch relativ zur Wirtschaftsleistung betragen sie global betrachtet gemäss den allermeisten Studien ohne besonders scharfe Klimapolitik im Jahr 2100 «nur» 2 bis 6 Prozent der jährlichen Wirtschaftsleistung. Da die Modellierungen zumeist die bisherigen Auswirkungen von relativ kurzfristigen und lokalen Klima-

Wer Klimaschäden zum grössten Problem der Menschheit macht, verletzt die Regeln der Vernunft.

und Wetterveränderungen erfassen und dann auf Klimaszenarien extrapolieren, unterschätzen sie tendenziell die Anpassung von Mensch und Technik an den langfristigen und globalen Klimawandel. Folglich dürften sie die zukünftigen Schäden eher überschätzen.

Auch deshalb ist die erwähnte Auftragsstudie des deutschen Bundesministeriums interessant: Laut ihr betragen die Klimaschäden für Deutschland im extremsten Erwärmungsszenario ohne jegliche Anpassung rund 0,5 Prozent der Wirtschaftsleistung im Jahr 2030 und rund 1,5 Prozent im Jahr 2050. Mit den in der Studie diskutierten, zumeist wenig aufwendigen Anpassungsmassnahmen fallen die Schäden auf unter 0,6 Prozent, und bei schwachem Klimawandel werden die Auswirkungen für Deutschland sogar positiv. Für die Schweiz berechnete 2017 eine ähnlich angelegte Studie von Forschern der ETH Lausanne im Auftrag des Bundesamtes für Umwelt (Bafu) die Klimaschäden im Jahr 2060 auf 0,43 Prozent des Gesamtkonsums – kein Grund zur Panik.

Wo die grössten Reformerrträge liegen

Die relative Bedeutung des Klimawandels zeigt sich auch in den amtlichen Daten zu den externen, also nicht von den Verursachern selbst getragenen Kosten des für viele schlimmsten Klimasünder, des motorisierten Privatverkehrs. Gemäss den akribischen Berechnungen des Amtes für Raumentwicklung (ARE) belaufen sich die vom Schweizer Strassenverkehr jährlich verursachten externen Kosten durch die weltweiten, heutigen und zukünftigen Klimaschäden auf 1637 Millionen Franken, diejenigen je durch Lärm, Unfälle und lokale Umweltschäden aber auf höhere 2217, 2620 und 3421 Millionen Franken.

Erst recht verblassen die Klimaschäden im Vergleich mit all den anderen zukünftigen Entwicklungen. So dürfte der Wohlstand gemessen am Bruttoinlandprodukt pro Kopf in den reichen Ländern bis 2060 und 2100 um wenigstens 30 und 70 Prozent wachsen und in Entwicklungsländern bei guten politischen Rahmenbedingungen sogar um mehr als 400

und 2000 Prozent. Das weitere Wachstum wird in den Weltklimaberichten nicht in Frage gestellt, sondern liegt vielmehr den Schadensschätzungen zugrunde.

So besehen, sind die Schäden des Klimawandels also relativ klein. Wer sie zum grössten Problem der Menschheit macht, verletzt die grundsätzlichen Regeln von Nachhaltigkeit, Verhältnismässigkeit und vernünftigem Abwägen von Nutzen und Kosten beziehungsweise Vor- und Nachteilen. Und er ignoriert unzählige, weit ertragreichere Reformen für Umwelt, Wirtschaft und Politik, die billiger, einfacher und sicherer umgesetzt werden könnten als die heutigen Regierungspläne zur schnellen Dekarbonisierung der Weltwirtschaft. Bei der Politik selbst lägen die grössten Reformerrträge. So erleiden heute die Einwohner vieler Länder infolge schlechter Politik beziehungsweise schlechter politischer Institutionen einen Wohlstandsverlust von über 95 Prozent gegenüber Ländern mit guten Institutionen.

Gleichwohl ist der Klimawandel ein ernstes Problem – mit einer Besonderheit. Seine Bekämpfung ist ein globales Gemeingut, das nur unter speziellen Bedingungen bereitgestellt werden kann. Wer seine Emissionen mindert, hat Kosten, aber der Nutzen fällt verteilt über die ganze Welt und so grösstenteils bei anderen an. Daraus erwächst die typische Tragik der Gemeingüter: Es ist wünschenswert, die Emissionen weltweit zu reduzieren – aber für die einzelnen Bürger und Länder ist es rational, nicht zum Klimaschutz beizutragen, weil ihre Kosten höher sind als ihre Vorteile aus dem dadurch bewirkten Klimaschutz.

Kollektives Handeln könnte Einzelinteressen überwinden. Darauf zielen die vielen globalen Klima-Grosskonferenzen und -verträge, wie man sie seit Jahrzehnten kennt. An ihnen wollen sich die Regierungen gegenseitig verpflichten, in ihren Ländern Klimaschutz zu betreiben. Das droht zu scheitern:

— Erstens ist die Tragik des Gemeingutes beim Klimawandel besonders stark ausgeprägt. Die Kosten wirksamer Klimapolitik fallen schnell und gut sichtbar an, die Nutzen aber wegen der Eigendynamik des Klimas infolge der schon bestehenden CO₂-Konzentration erst Jahrzehnte später.

— Zweitens unterläuft sich aktiver Klimaschutz selbst. Wenn einzelne Länder ihre Wirtschaften dekarbonisieren, senkt das die Anreize der anderen zu Klimaschutz, weil es die Weltmarktpreise für fossile Energieträger sinken und die Strompreise sowie die Stromspeicherkosten steigen lässt. Denn bei Dekarbonisierung müssen die meisten Länder mehr Strom importieren oder können weniger exportieren, und die internationalen Speicherkapazitäten (etwa in Speicherseen) sind beschränkt.

— Drittens hat der Klimawandel neben Nachteilen auch Vorteile. Nun wird immer klarer, wer viel und wer wenig verliert oder sogar gewinnt. Zugleich können öffentliche Anpassungsmassnahmen wie die Schaffung von Grün- und Wasserflächen in Städten oder der Bau von Deichen und Talsperren die Bürger vor Hitze, dem steigenden Meeresspiegel, Starkregen und Stürmen gut schützen, was auch Studien zur Anpassung betonen. Doch dadurch wird die Kooperationsbereitschaft zum Klimaschutz vieler Länder abnehmen.

— Viertens nimmt die individuelle Anpassung durch bauliche und technische Massnahmen – Stichwort Klimaanlage – zu. Da Anpassungen nützt, die sich anpassen, wird sie schnell

Bei Klimaverträgen sind die meisten Teilnehmerländer keine Demokratien im westlichen Sinn.

und stark sein. Menschen aus Ländern, in denen die Anpassung eher einfach und billig ist, verlieren die Lust an teurer Emissionsreduktion. Menschen aus Ländern, in denen die Anpassung schwierig und teuer ist, verlieren die Lust an teurer Klimapolitik ebenfalls, weil sie die knappen Ressourcen für die Anpassung sparen wollen.

Versteckte Agenden

Viele Bürger wollen Klimaschutz. Deshalb versprechen ihn Regierungen. Das heisst aber nicht, dass sie ihn auch liefern werden.

Bei internationalen Klimaverträgen sind die Mehrheit der beteiligten Länder keine funktionierenden Demokratien im westlichen Sinn. Ihre Vertragstreue ist mit Blick auf andere

REICHMUTH & CO
PRIVATBANKIERS

«Gefährliches Domino?»

Lesen Sie den Check-Up unter:
www.reichmuthco.ch

Verträge und Konventionen, etwa im Bereich Menschenrechte, zumindest fraglich. Und ein bisschen «klimanaiv» ist es schon, zu hoffen, dass sich solche Regierungen ausgerechnet im Klimabereich für das Wohl aller zukünftigen Weltbewohner einsetzen.

Selbst demokratische Regierungen sind nicht voll verlässlich. Auch sie verfolgen neben dem Klimaschutz viele andere Ziele. Sollte ihnen der Klimaschutz dereinst zu teuer erscheinen, könnten auch demokratische Länder ihre Klimaschutzversprechen entweder einfach nicht einhalten oder aus den Verträgen austreten, wie einst die USA aus dem Pariser Klimaabkommen. Entsprechend sind die bisherigen Erfolge der Klimapolitik wenig eindrücklich. Die weltweiten Emissionen steigen trotz Regierungsversprechen und Aktionismus, auch weil selbst die Politik funktionierender Demokratien klimanaiv erscheint. So ist das Ergebnis der deutschen Klimapolitik ernüchternd. Die Subventionen sogenannter erneuerbarer Energien und die Kosten für die Energiekonsumenten sind besonders hoch, die Reduktion der Gesamtemissionen ist aber nicht grösser als anderswo.

Neue Märkte, höhere Margen

Mit ernsthaften Klimaschutzabsichten lässt sich all das nicht erklären. Vielmehr scheinen manche Regierungen Klimapolitik dazu zu nutzen, ihre Besteuerungs- und Regulierungsmacht unter internationaler Anerkennung auszubauen und gutorganisierte Interessengruppen mit Subventionen zu bedienen. Andere freuen sich, dass ihre «grünen» Produkte wie Solarpanels, Batterien oder die «Übergangstechnologie» Erdgas und bald auch «grüner Wasserstoff» stärker nachgefragt werden.

Für manche autokratische Regierung ist es ein Vorteil, dass gewisse Länder des Westens durch Verzicht auf Fracking, Kernenergie und den Aufbau einer alternativen Versorgungsinfrastruktur noch abhängiger von ihren Energielieferungen werden. Und auch viele Firmen und ganze Branchen springen gerne auf den Klimaschutzzug auf, weil die neuen Märkte

höhere Margen und Gewinne als die alten reifen Märkte versprechen.

Naive Klimapolitik bringt hohe Kosten, senkt die Erderwärmung nur wenig und ist zum Scheitern verurteilt. Wer das heutige Klima möglichst bewahren will, muss dringend eine andere Strategie wählen. Sie muss zugleich die klimawirksamen Emissionen schnell reduzieren und günstig sein. Dafür aber bedarf es grösster technologischer Innovationen. Nur eine solche Strategie hat Chancen, von den ärmeren Ländern ernsthaft umgesetzt zu werden.

Das Zauberwort dafür heisst: Kostenwahrheit. Die zukünftigen Schäden müssen wissenschaftlich geschätzt und den heutigen Verursachern über CO₂-Abgaben in Rechnung

Das Problem von Kostenwahrheit ist, dass sie die meisten Regierungen und Parlamente nicht wollen.

gestellt werden. Das eingenommene Geld muss möglichst wohlfahrtsfördernd wieder zurück an die Bürger fließen, insbesondere über die Senkung anderer, leistungsfeindlicher Steuern. Zugleich soll die Grundlagenforschung ausgebaut werden. Kostenwahrheit gibt den Konsumenten und Produzenten die richtigen Anreize, Emissionen zu mindern und klimafreundliche Technologien zu entwickeln. Damit erübrigen sich die meisten Regulierungen und Subventionen zum Klimaschutz. Dank den Minderausgaben können die Bürger noch zusätzlich entlastet werden. Eine optimale CO₂-Abgabe sollte international möglichst einheitlich sein, ausnahmslos alle Emissionen erfassen und gemäss den nobelpreisgekrönten Arbeiten von William Nordhaus sowie den Empfehlungen des Climate Leadership Council, die von über 3600 amerikanischen Ökonomen und 28 Nobelpreisträgern unterstützt werden, heute rund 50 bis 55 Franken pro Tonne CO₂ betragen. Bis 2030 sollte sie auf 75 Franken (ohne Berücksichtigung der Inflation) steigen.

Eine derartige effiziente Klimapolitik wäre für die Schweizer Wirtschaft im Vergleich mit der heutigen Politik problemlos tragbar, denn ihre Kosten sind verglichen mit der gesamten Steuerlast und den derzeitigen Regulierungen klein. So würde die CO₂-Abgabe bei den heutigen Schweizer Emissionen von rund 43 Millionen Tonnen CO₂-Äquivalenten etwa 2,2 Milliarden Franken und damit 0,7 Mehrwertsteuer-Prozenten entsprechen.

Die Stärke von Kostenwahrheit ist, dass sie nicht sofort harte Einschnitte im Gebrauch fossiler Energien erzwingt, sondern wirksame Anreize für den schonenden Ressourceneinsatz und die Entwicklung der für effektiven Klimaschutz notwendigen Technologie setzt. Kostenwahrheit mit einer moderaten CO₂-Abgabe

und damit verbundener Senkung anderer Steuern, Regulierungen und Subventionen belastet die Volkswirtschaft kaum, ja würde viele sogar entlasten. Anders formuliert: Heute haben wir hohe Steuern, viele Regulierungen und viele Subventionen. Das ist schrecklich teuer und ineffizient. Mit einer CO₂-Abgabe lassen sich andere Steuern, Subventionen und Regulierungen reduzieren und zugleich das Klima effizient schützen.

Das Problem von Kostenwahrheit ist, dass sie die meisten Regierungen und Parlamente nicht wollen. Sie reden zwar gerne von Kostenwahrheit, liefern aber bloss Kostenscheinwahrheit. Sie wollen keine CO₂-Abgabe, deren Erträge sie gleich an die Bürger zurückgeben müssen. Vielmehr wollen sie die Erträge für ihre eigenen Zwecke verwenden. Genauso wollen sie nicht, dass die bisherigen Subventionen, Regulierungen, Gebote und Verbote überflüssig werden. Denn diese dienen ja wichtigen Interessen- und Lobbygruppen. Deren Klagen, sie könnten eine allgemeine CO₂-Abgabe nicht bezahlen, sind übertrieben, insbesondere wenn die Erträge zur Senkung anderer Abgaben genutzt werden. Die Behauptung vieler Politiker, die Bevölkerung wolle keine Kostenwahrheit, ist falsch. Was die Bevölkerung nicht will, sind neue Abgaben ohne kompensierende Senkung anderer Abgaben.

Schweiz als Vorbild

Die grosse Kunst wäre es, einige wenige Regierungen dazu zu bringen, Kostenwahrheit ernsthaft und ehrlich umzusetzen. Dann würde sich zeigen, dass dieser Ansatz wunderbar funktioniert, die Emissionen effektiv senkt, positive Nebenwirkungen durch die Reduktion lokaler Umweltprobleme hat, auch für grosse Emittenten tragbar ist, kaum volkswirtschaftliche Verwerfungen und keine starke Verlagerung der energieintensiven Produktion bringt – und so für einzelne Länder einseitig umsetzbar ist und ihre Wettbewerbsfähigkeit erhöht.

Wenn einzelne Länder diesen Weg gingen, würden sie zum echten Klimavorbild. Denn sie zeigten für alle sichtbar, dass die Argumente gegen Kostenwahrheit nicht stimmen. Das würde den Druck auf die Regierungen der anderen Länder erhöhen, ebenfalls auf diese Art wirksamer Klimapolitik zu wechseln, die nicht klimanaiv, sondern rundum realistisch ist.

Die Schweiz hätte das Potenzial, ein solches Vorbild zu werden, denn wahrscheinlich geht es nicht ohne Volksinitiative.

Reiner Eichenberger ist Professor für Theorie der Wirtschafts- und Finanzpolitik an der Universität Freiburg i. Ü. und Forschungsdirektor des Center for Research in Economics, Management and the Arts, Zürich (Crema).

David Stadelmann ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Bayreuth, Research Fellow von Crema und beim Ostrom Workshop (USA).



Kälte des Klimas

Bis zu diesem Frühling wusste ich nicht, dass ich unter seelischer Meteoropathie leide.



Kein Summen von Bienen und Zirpen von Insekten.

Im Jahr 1968 geisterte dieser Satz durch die Köpfe, er war auf Wänden gemalt, eine neue Generation warf ihn den älteren entgegen: «Alle reden vom Wetter – wir nicht.» Ein halbes Jahrhundert später reden alle vom Wetter, vom Klima, das Wetter ist politisch geworden.

Ich möchte über diesen Frühling sprechen, völlig unpolitisch; dieser Frühling, der sein sollte und keiner ist, nie einer war und keiner mehr werden wird. Stimmen die Langzeit-Wettermodelle auch nur einigermaßen, lässt er uns dieses Jahr ganz im Stich. Der Jetstream ist gerade eine Mauer, die sich vom Süden her Richtung Norden wölbt, Raum schafft für grosse Hitze in Südeuropa, sie aber daran hindert, weiter vorzudringen, während zur selben Zeit von Nordwesten her sich kalte Luftmassen über uns legen, die auch nicht weiterkommen.

Überall sind Blüten, die ersten Rosen spriessen, überall ist neues Grün, nur der Himmel ist meist von einem niederschmetternden Grau. Es gab Tage, da regnete es von morgens bis in den späten Nachmittag, danach riss der Himmel auf, für ein, vielleicht zwei Stunden, Licht kam, und ich fühlte mich wie ein in einem dunklen Meer in Seenot Treibender, der ein rettendes Schiff sieht und sich dann doch nicht mehr umbringen will. Und dann zieht das Schiff weiter. Um es ein wenig dramatisch zu formulieren.

Bis zu diesem Frühling wusste ich nicht, dass ich unter seelischer Meteoropathie leide, Wetterfühligkeit. Körperlich bin ich

in Ordnung, mehr oder weniger, und äusserlich, innerlich weiss ich nicht, doch da nichts schmerzt, denke ich, dass ich halbwegs auf der sicheren Seite bin. Nur die Seele fühlt sich an, als ob sie dauernd unter einer Decke läge, ermattet liegt sie da, ausgezehrt ein wenig, und nur wenn kurz die Sonne scheint, streckt sie wie eine Schildkröte ihren Kopf aus einem durchlässig gewordenen Panzer und blinzelt bis zur nächsten Wolke.

Ich bin, das kann man so sagen, persönlich beleidigt von diesem Frühling, der mich an einen passablen November erinnert. Weil er mich daran hindert, mich zu entfalten in Richtung Sommermensch, kleidertechnisch und seelisch, wenn man so will. Ich trage Socken, Pullover, Tweedjackett und keine Sonnenbrille. Ich weiss, es gibt weitaus Dramatischeres, nur in meiner kleinen Welt gerade nicht. Das macht dieser tote Frühling aus mir; er bringt mich in eine Art geistig-dösen Winterschlaf, in ein peripheres Wachkoma, er macht mich, depressiv wäre zu viel gesagt, aber doch kraftlos gegenüber den Aktivitäten des Seins.

Er lässt mich desinteressiert am Weltenlauf, an all den Klimaklebern, Grossoffensiven, Wärmepumpehysterien, Bankendeals, sogar ein Weltuntergang ginge mir am Arsch vorbei in manchen Momenten dieses ausfallenden Frühlings.

Ich habe, übrigens, seit dieser Frühling nicht kommt, drei Kilo zugelegt, ich hab's schon er-

zählt, letzte Woche glaube ich, ich bin mir nicht sicher, das Wetter in seiner Schwerfälligkeit raubt mir gerade das Zeitgefühl. Normalerweise verliere ich im Frühling an Gewicht, weil ich mich mehr bewege, weil ich anfangs, mediterran zu essen, und weil ich mich nicht vollstopfe mit Schokolade, um zu einem kleinen Endorphinrausch zu kommen, ich sitze da, trinke Rotwein, Whisky auch, und zerflisse in jammerndem, fettem Selbstmitleid; es ist die reinste Zeitverschwendung im Grunde, peinlich, ich weiss, aber was soll ich tun, die Meteoropathie ist stärker als mein ohnehin schon angegriffener Wille.

Es gibt Menschen, die behaupten, der Frühling sei überschätzt, seine Fähigkeiten, seine Möglichkeiten, mag sein, dass ich aus ihm ein zu grosses Theater mache. Dennoch glaube ich, dass man den Frühling nie unterschätzen darf. Der Frühling, ein anständiger zumindest, ist immer die Rückkehr des Werdens, dieses Wucherns und Wachsens wie im Überfluss, um der Vergänglichkeit etwas entgegenstellen zu können. Bleibt es aus, bleibt nur eine Art lebendige Sterblichkeit.

Seltsam ist es da draussen dieser Tage, man hört kaum das Summen von Bienen, das Zirpen von Insekten, das Surren von Fliegen, nur Amseln singen hin und wieder, aber das klingt nach Klage Liedern. Es ist, als ob die Welt hier wie erstarrt ist, gefangen in kühler, nicht endend wollender Lichtlosigkeit.



INSIDE WASHINGTON

Biden im Bann von «Dr. Jill»

Präsident Joe Biden bittet das amerikanische Volk, ihn 2024 für eine weitere Amtszeit im Weissen Haus zu bestätigen. Um «die Arbeit zu erledigen», wie er sagt. Aber bevor es so weit ist, gilt es, die Regieanweisungen seiner Frau entgegenzunehmen. Am Montag befand sich der Oberbefehlshaber der mächtigsten Streitkräfte der Welt im Rosengarten, blinzelte und stotterte sich durch die kurzen vorbereiteten Bemerkungen über Amerikas Kleinunternehmen, als sein Telefon klingelte. «Meine Frau wartet auf mich», rief der Präsident aus, als er das Gerät aus seiner Anzugasche nahm und vom Rednerpult wegging, um ihrer Aufforderung zu folgen.

Vielleicht war der Anruf ein kleines Theaterstück, um dem oft verwirrten Achtzigjährigen einen choreografierten Abgang von der Veranstaltung im Freien zu ermöglichen. Vielleicht hielt es «Dr. Jill» aber auch für das Beste, die Veranstaltung ganz abubrechen, weil sie durch das Spektakel des stockenden Auftritts ihres Mannes alarmiert war.

Die bescheidene Zurschaustellung der Häuslichkeit des Präsidenten direkt vor dem Oval Office hat die Macht seiner Ehefrau unter Beweis gestellt. In einem Porträt des Magazins *Politico*, das diese Woche an den Kiosken aufliegt, wird die First Lady als unentbehrliche «Joe-Flüsterin» gepriesen. Die Leser erfahren, dass der alte Joe zögerte, ein letztes Mal in den Wahlkampf zu ziehen, aber seine bessere Hälfte überwand seine Zweifel.

Mitarbeiter des Weissen Hauses veraten, dass sich Frau Biden mit den Anforderungen des Präsidentenlebens angefreundet hat und immer «mehr von der Eignung ihres Mannes für den Job überzeugt ist». Ihren Mann hat sie in der Tasche, doch Umfragen zeigen, dass sie in der Öffentlichkeit noch gehörig Überzeugungsarbeit leisten muss.

Amy Holmes

PERSONENKONTROLLE

Obama, Fässler, Regazzi, Rechsteiner, Schmid, Friedli, Padilla Bidas, Rod, Le Pen, Borne, Truss

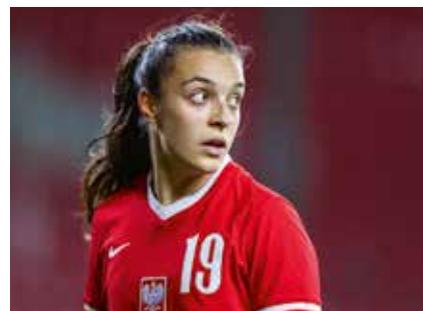


Topmodel: Barack Obama.

Barack Obama, Kontrollfreak, machte einen kurzen Stopp in Zürich, um seine Fans mit seinen Weisheiten zu beglücken. Wer dem 44. US-Präsidenten im Zürcher Hallenstadion nahe kommen wollte, musste tief ins Portemonnaie greifen. 2500 Franken wurden für ein Foto mit dem mittlerweile ergrauten 61-jährigen Ex-Staatschef fällig. Doch wer glaubte, mit seinem Mobiltelefon einen Schnappschuss machen zu können, sah sich getäuscht. Der Demokrat hatte für die Aufnahmen auf seinem Trip eigens einen Fotografen mitgenommen. Damit ist der eitle Obama sicher: Von ihm kursieren nur Bilder, auf denen er sich vorteilhaft präsentiert. Nichts dem Zufall überlassen, oder wie die Amerikaner sagen: «Better safe than sorry.» (*odm*)

Daniel Fässler, Wiedergewählter, darf sich glücklich schätzen. Die Landsgemeinde Appenzell hat ihn am vergangenen Sonntag fast einstimmig per Handaufheben als Innerrhoder Ständerat wiedergewählt. Das Resultat erinnert fast an die Fabelresultate früherer Machthaber in der Sowjetunion. Fässlers Parteikollege und Nationalrat **Fabio Regazzi**, der als Gast des Innerrhoder Nationalrates **Thomas Rechsteiner** (Die Mitte) das Geschehen durch ein Restaurantfenster mitverfolgte, war tief beeindruckt. Von solchen Wahlergebnissen kann der Tessiner Politiker bloss träumen. (*hmo*)

Stefan Schmid, Wahlverlierer, musste eine bittere Schlappe einstecken. Der Chefredaktor des *St. Galler Tagblatts* konnte nicht verhindern, dass der SVP mit **Esther Friedli** der Coup gelang, der SP einen Sitz im Ständerat abzuluchsen. In seinem Kommentar über den Wahl-Coup liess Schmid seinem Frust freien Lauf. Er betitelte die mit grossem Vorsprung von den St. Gallerinnen



Feuer und Eis: Natalia Padilla Bidas.

und St. Gallern frisch Gewählte als «national-konservative <Genderwahn>-Friedli». Wer das linksliberale Milieu kennt, zu dem sich Schmid zählt, weiss: Eine negativere Beschreibung und Qualifizierung eines Politikers ist gar nicht möglich. Nur eine Steigerung gäbe es noch. Aber die lassen wir hier auf der Seite. (*odm*)

Natalia Padilla Bidas, Fussballerin, hat vor 5694 Fans im Zürcher Letzigrund mit dem einzigen Tor der Partie gegen St. Gallen ihren Verein Servette FC Chênois Féminin zum ersten Mal zum Cupsieg geführt. «Fantastisch, was für eine Freude!», jubelte die zwanzigjährige, in Málaga, Spanien, geborene Padilla Bidas. Und fügte an: «Jetzt ab nach Genf zur grossen Feier!» Dort machten auch andere Party. Denn 118 Jahre nach der Gründung wurde Genève-Servette HC, das Team um den 26-jährigen Captain **Noah Rod**, Schweizer Eishockeymeister. Dies nach dem klaren 4:1-Erfolg in der «Belle» gegen den EHC Biel. Der in La Chaux-de-Fonds geborene Rod: «Schöner kann Eishockey nicht sein.» (*ah*)

Marine Le Pen, Kämpferin, hat sich zur Abwechslung die Premierministerin vorgeknöpft. Wenn man mit **Elisabeth Borne** spreche, stehe man «vor einem Vakuum», tönte Frankreichs Oppositionsführerin. «Es gibt ein Echo.» Stutenbeissen auf hohem Niveau. (*ky*)

Liz Truss, Rekordhalterin, will nicht für Bademäntel zahlen, die während ihrer Zeit als Aussenministerin aus dem Dienstlandsitz Cheneveng verschwanden. Dort soll die ehemalige britische Premierministerin, die am kürzesten im Amt war, auch private Partys gefeiert haben. Kosten: 12 000 Pfund. Truss will detaillierte Rechnungen. (*ky*)

Hertz



Immer wieder Hertz. Mit Hertz Yellow.

Mit der Hertz Yellow Card profitieren Sie in der ganzen Schweiz von 15 % Rabatt bei jeder Miete eines Personenwagen und Nutzfahrzeugen.

Jetzt registrieren auf www.hertzyellow.ch

MÖRGELI

Der wahre Bankster

Auch Wochen nach seinem Auftritt sind die Journalisten wegen der «Wutrede» des Solothurner SP-Ständerats Roberto Zanetti vor Begeisterung noch immer ganz aus dem Häuschen. Seine «träfen Sprüche», so der *Blick*, entpuppten sich zum Internet-Hit. Auf Instagram sei Zanettis Ausbruch bereits über 800 000 Mal angeschaut worden. Was genau sagte der gefeierte Sozialdemokrat anlässlich der parlamentarischen Debatte über die Credit Suisse?

Roberto Zanetti nannte die Bankmitarbeiter «Bankster» und meinte wörtlich: «Ich habe sehr viel mehr Hochachtung vor einem ordinären Bankräuber, der nimmt ein beträchtlich höheres unternehmerisches Risiko in Kauf als all die Klugscheisser der Bahnhofstrasse und der Wall Street.» Selbstverständlich nennen unsere Medien ein solches Votum eines solchen SP-Standesherrn nicht «Gepolter». Denn gepoltert wird grundsätzlich nur rechts. Und sie nennen es auch nicht «populistisch». Denn Populismus gibt's ebenfalls nur rechts.

Spatzen auf dem Miststock zwitschern am lautesten. Roberto Zanetti sass im Stiftungsrat des grössten Redsafe-Banksters, Bankräubers und Klugscheissers der Schweizer Geschichte, nämlich von Dieter Behring. Behring betrog weder an der Bahnhofstrasse noch an der Wall Street. Sondern an der Basler Petersgasse. Zanetti liess sich von diesem Rendite-Grossmaul im Wahlkampf finanziell unterstützen. Genau wie die Basler Ständerätin Anita Fetz (SP). Die Stiftung, in der Roberto Zanetti und Anita Fetz Einsitz nahmen, hat entgegen dem Bankengesetz 88 verzinsliche Darlehen in der Höhe von mehreren Millionen Franken teilweise in hochriskante Hedgefonds auf den Bahamas investiert.

Selbst in einer funktionierenden Demokratie mit kritischen Medien kann so etwas vorkommen. Es sollte aber nicht vorkommen, dass ein gewesener Stiftungsrat einer solchen Stiftung sich heute in den Medien abfeiern lässt, weil er einen ganzen Berufsstand pauschal als Banksters, Bankräuber und Klugscheisser beschimpft. Denn eigentlich möchten wir Menschen nur zweimal reingelegt werden: in die Wiege und in den Sarg.

Christoph Mörgeli

Thomas Borers verlorene Illusion

Nach seiner Karriere als Diplomat vertrat er reiche Russen. Nun will er die Schweizer Neutralität abschaffen.

Marcel Odermatt

Thomas Borer, einst Botschafter der Schweiz in Berlin, heute Lobbyist und Berater, publizierte vor einigen Tagen in der *Washington Post* einen Meinungsbeitrag mit dem einprägsamen Titel: «Es ist Zeit für die Schweiz, ihre Neutralität loszuwerden». Darin erklärt er, die Schweizer Neutralität habe nur dann einen Wert, «wenn sie international anerkannt ist». Seit der Bundesrat die Sanktionen der EU gegen Russland übernommen habe, sei das nicht mehr der Fall. Rhetorisch fragt Borer: «Was nützt ein aussenpolitisches Instrument, wenn es auf internationaler Ebene nicht mehr verstanden und akzeptiert wird?» Gegenfrage: Warum nicht stattdessen zur altbewährten Neutralität zurückkehren?

«Da nehme ich lieber die drei Milliarden»

Borer ist ein smarterer Typ mit selbstsicherem Auftreten, der nichts dem Zufall überlässt. Er preist sich als Mann an, der einen «privilegierten Zugang zu den meisten Entscheidungsträgern im öffentlichen und privaten Sektor sowie den Medien genießt und über ein unvergleichliches privates Netzwerk in Deutschland und der Schweiz zu grossen internationalen Konzernen und deren Führungskräften verfügt». Aufgebaut hat er dieses Netzwerk als Diplomat eines Landes, deren Verfassung die Neutralität vorschreibt. Als Unternehmer schlägt er jetzt daraus Kapital und ruft seinen Namen einem internationalen Publikum mit Neutralitäts-Bashing in Erinnerung.

Nun sind Geschäftstüchtigkeit und Eigenvermarktung nichts Ehrenrühriges. Trotzdem wird mit Borers jüngster Offensive eine schier schwindelerregende Wendigkeit sichtbar. Einst vertrat er die Interessen schwerreicher Unternehmer aus postsowjetischen Staaten, darunter die des Russen Viktor Vekselberg, eines angeblichen Kreml-Günstlings, der in Zug lebt. Mit dieser Vergangenheit konfrontiert, schlug der promovierte Jurist vor kurzem in der NZZ vor, den Rechtsstaat über Bord zu werfen und sanktionierten Russen einen Deal vorzuschlagen: einen grossen Teil des Vermögens zu konfis-

zieren, dafür den Rest sofort freizugeben. «Ein Sanktionierter mag denken: Wenn ich die nächsten zehn Jahre nicht an meine zehn Milliarden herankomme, sitzen mir meine Frau, meine Geliebte und meine Kinder im Nacken. Da nehme ich doch lieber die drei Milliarden.»

Darauf angesprochen, sagt Borer, er sehe keinen Widerspruch zwischen seinen früheren Tätigkeiten und seinem aktuellen Standpunkt. «Meine Arbeit fand in einer Zeit statt, als wir alle hofften, Russland würde sich zu einem friedlichen, demokratischen Rechtsstaat entwickeln. Leider hat sich dies als Illusion entpuppt.» Dasselbe dürften seine alten Kunden denken, wenn sie sehen, wie sich ihr einst wohl schön entlohnter Berater heute ihren Interessen widersetzt. Oder diejenigen Schweizer Staatsdiener, die den Verfassungsauftrag der Neutralität noch ernst nehmen und jetzt unter Friendly Fire eines Ex-Kollegen geraten. Verlorene Illusionen, wohin man schaut.

liebe ist...



... sie so zu lieben, wie sie ist.

Klimagesetz: Röstli lähmt alle

Für Gotthelf galt, was für Graber gilt: «Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland»



Das Schweizer Klimagesetz ist – wenn wir es mit dem Ausland vergleichen – ein zahnloser Tiger. Ein Beispiel unter vielen: In Deutschland darf man ab übernächstem Jahr keine Ölheizung mehr einbauen. In der Schweiz soll dies auch nach 2050 noch möglich sein.

Den zahnlosen Tiger wird in den nächsten Jahren SVP-Bundesrat Albert Röstli reiten. Der doppelte Röstli empfiehlt uns, ja zu stimmen. Der SVP-Kampagnenleiter Michael Graber dagegen behauptet, der wahre Röstli sei gegen das Gesetz.

Die Gegnerinnen und Gegner führen zwei Argumente ins Feld. Erstens handle es sich um ein Stromfresser-Gesetz. Dabei habe die Schweiz bereits heute zu wenig Strom. Und zweitens könne sich das zweitreichste Land der Welt einen ökologischen Umbau, dessen Kosten aufgeblasen würden, gar nicht leisten.

Die Strommangellage ist eine Sommaruga-Phobie, die uns viel Geld kostet. Wegen der unsinnigen Kraftwerke in Birr und wegen der besoffen teuren Wasserkraftreserve. Wahr ist: Die Schweiz gerät nie in eine Strommangellage, wenn die zwei zuständigen SVP-Bundesräte die Weichen richtig stellen.

Die Schweizer Unternehmen verfügen dank Notstromaggregaten über 4000 MW Power. Dies entspricht der Leistung von vier Atomkraftwerken der Klasse Leibstadt oder Gösgen. Wenn es einmal wegen des fehlenden Stromabkommens knapp werden sollte, müsste man sie laufen lassen. Nachdem man sie zuvor mit Filtern ausgerüstet hat. Parmelin muss – damit das auch während Wochen klappt – endlich seine Dieseltanks füllen. Falls nötig, kann die Armee in Nachtschichten den Parmelin-Diesel verteilen.

Konkreter: Vielleicht kann es europäisch trotz allem zu einer Strommangellage kommen. Weil etwa die unzuverlässigen französischen Atomkraftwerke wegen der austrocknenden Flüsse abgestellt werden müssen. Mittels Notrecht – er hat ja Erfahrung damit – müsste der Bundesrat Unternehmen wie die Lonza, die Ems-Chemie, Dottikon und Co. mit ihren Notstromaggregaten zwingen, möglichst viel Strom selber zu produzieren. Um so das Schweizer Stromnetz effizient zu entlasten.

Ist doch alles, dank den Schweizer Unternehmen, keine Raketenwissenschaft.

Damit alle halbwegs glücklich sind, müsste Parmelin seinen Diesel zu 50 Rappen pro Liter liefern. Ist doch alles, dank den Schweizer Unternehmen, keine Raketenwissenschaft.

Nur wer kein Vertrauen in Albert Röstli und Guy Parmelin hat, nur wer gleich wenig von Energiepolitik versteht wie seinerzeit Simonetta Sommaruga, hat Angst vor dem Umstieg auf Elektroautos und Wärmepumpen.

Die SVP kontrollierte bis zu den letzten Wahlen mit ihren Präsidenten die Gemeinden Brig-Glis und Naters. Nationalrat Michael Graber ist Briger Gemeinderat. Die Energiepolitik der SVP-geschädigten Region spricht für sich.

Sündenfall 1 — Im roten Zürich stiegen die Strompreise nicht. In den SVP-verseuchten Gemeinden Brig-Glis und Naters um 63 Prozent, obwohl oder, genauer, weil die beiden

Gemeinden das lokale Elektrizitätswerk kontrollieren. Die Gründe: unfähiger Verwaltungsratspräsident. Zu wenig Investitionen in die eigene Produktion, vorab in alpine Solarkraftwerke. Keine rechtzeitige Absicherung der Stromlieferungen.

Sündenfall 2 — Die beiden SVP-Gemeinden trieben die Erstellung eines falsch konzipierten Anergie-Netzes voran. Es liefert Wärme und Kälte zu überrissenen Preisen. Jetzt installieren alle Privaten, die ihre Tassen im Schrank haben, Luft-Wasser-Wärmepumpen. Dies beweisen die wöchentlich publizierten Baugesuche. An das SVP-Anergie-Netz müssen nur öffentliche Bauten anschliessen. Das kostet das neue Spital von Brig jedes Jahr 500 000 Franken zu viel.

Sündenfall 3 — Die Gemeinde Brig-Glis ist zur Hälfte Miteigentümerin des ehemaligen Swisscom-Gebäudes. In dessen Kellern befinden sich zwei bestens erhaltene 500-kW-Notstromaggregate. Man müsste diese nur mit Filtern ausrüsten, um bei Strommangellage das ganze Quartier zu versorgen. Das will die Gemeinde, deren Liegenschaften die SVP verwaltet, jedoch nicht.

Wenn die Umweltorganisationen etwas Druck auf der Leitung hätten, müssten sie in Brig-Glis ein Ortsschau-Seminar veranstalten, um aufzuzeigen, welche Flurschäden die Politik des SVP-Kampagnenleiters anrichtet. Sie sind sich offenbar sehr sicher über den Ausgang der Abstimmung. Vielleicht zu sicher.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Ein Mann kämpft sich zurück

Bundespräsident Alain Berset ist dabei, sich neu zu erfinden. Dafür geht er auf Konfrontationskurs mit Vizepräsidentin Viola Amherd.

Hubert Mooser

Appenzell

Landsgemeinde Appenzell am vergangenen Sonntag, vor der Ehrentribüne am Rande des Platzes kommt Hektik auf. Fotografen beziehen Stellung, die Security sichert das Terrain, und dann marschiert auch schon Bundespräsident Alain Berset (SP) mit dem Präsidenten von Botswana, Mokgweetsi Masisi, auf.

Der Freiburger Magistrat ist zwar nicht der Ehrengast der Landsgemeinde, diesen Part hat der neue SVP-Bundesrat Albert Rösti übernommen, der am Umzug der Regierung vom Ratsaal zum Landsgemeindeplatz teilnehmen darf. Aber Berset will dem Gast aus Afrika unbedingt die direktdemokratischen Traditionen unseres Landes per Handaufheben vorführen, weil es in Botswana vergleichbare politische Institutionen geben soll. Und so kommt es, dass an einer hundskommunen Appenzeller Landsgemeinde, an der es unter anderem um die Wiederwahl von Ständerat Daniel Fässler (Mitte) ging, gleich zwei Bundesräte zugegen sind.

Front gegen SP-Präsident Wermuth

So weit, so gut. Aber dass ein linker Bundespräsident, der sich in der Vergangenheit gerne bei Cüpli und Häppli vor der Kulturschickeria inszenierte, gegenüber einem ausländischen Gast die konservative Hochburg Appenzell, wo man das Frauenstimmrecht 1990 auf dem Rechtsweg einführen musste, als Vorzeige-



Hüter der Schweizer Traditionen:

Berset mit Staatsgast Mokgweetsi Masisi aus Botswana in Appenzell, 30. April.

modell würdigt und anpreist, das ist schon ein wenig ungewöhnlich.

Alain Berset, seit 2012 im Amt, ist offensichtlich dabei, sich neu zu erfinden. Wer hätte gedacht, dass er als Bundespräsident zum Hüter der Schweizer Traditionen und der Neutralität werden würde? Wahrscheinlich nicht einmal er selber. Kein anderer Bundesrat hat öffentlich dieses bewährte Instrument unserer Aussenpolitik seit dem Ausbruch des Krieges in der Ukraine gegen Angriffe von innen und aussen verteidigt wie Alain Berset – und dies obwohl selbst seine Parteileute wie SP-Co-Präsident Cédric Wermuth wacker daran herum-sagen und diese demontieren wollen.

Dafür legt sich Bundespräsident Berset auch mit der Vizepräsidentin, mit Verteidigungsministerin Viola Amherd (Mitte) an, die jener Partei angehört, mit der Berset und sein Bruder im Geiste, der frühere SP-Präsident Christian Levrat, einst einen Geheimplan ausheckten, um in Bern die angeblich rechte Mehrheit im Parlament zu brechen und den SVP-Bundesrat Christoph Blocher abzuwählen.

Normalerweise bleibt die Oberwalliserin, wenn es brenzlig wird, in ihrem Departement brav in Deckung, aber bei Fragen zur Wiederausfuhr von Waffen und zu strikter Neutralität wagt sie sich aus der Defensive hervor. Aber nicht um Berset in der Krise zur Seite zu springen,

Kein anderer Bundesrat hat das bewährte Instrument unserer Aussenpolitik verteidigt wie Berset.

sondern um ihm in den Rücken zu fallen, wie zum Beispiel in ihrer Rede vor Schweizer Offizieren in Brugg.

Amherd gab bei diesem Anlass zu verstehen, die Schweiz könne durchaus mehr tun für die Ukraine – wenn sie denn wolle. Neutralitätsrechtlich jedenfalls sei «der Handlungsspielraum erheblich», so die Bundesrätin. Sie bezeichnet die bisherige Politik der Landesregierung zur Wiederausfuhr von Kriegsmaterial sogar als «nicht hilfreich». Dabei hätte Amherd eigentlich genug damit zu



tun, ihren Laden endlich in den Griff zu bekommen. Grosse Teile des militärischen Personals sind nämlich mehr mit dem Kampf gegen ihre oberste Chefin Amherd als mit der Vorbereitung gegen mögliche Angriffe der Russen beschäftigt.

Berset gab seiner Vizepräsidentin die richtige Antwort darauf, bei einem Gespräch mit der *NZZ am Sonntag*, das einen Tag nach Amherds Rede vor den Offizieren erschien. Auf die Frage, weshalb die Landesregierung beim Thema Waffenlieferungen in die Ukraine hart bleibe, gab der Bundespräsident zurück: «Was heisst hier hart bleiben? Wir halten uns schlicht an die geltenden Gesetze. Und die lassen es nicht zu, dass wir Gesuche zur Weitergabe von Waffen bewilligen.» Und dann liess er auch folgenden Satz fallen: «Ich spüre auch heute diesen Kriegsrausch in gewissen Kreisen.»

Die SVP applaudierte, derweil die Medien sofort die Empörung über den Kriegsrausch bei den Parteipräsidenten Thierry Burkart (FDP) und Gerhard Pfister (Mitte) abholten. Selbst Obergerosse Wermuth (SP) kritisierte seinen Bundesrat. Statt den Kollegialitätsbruch von Amherd verstärkt zu hinterfragen, fokussierten Medien und Mitte-links-Politiker auf die kritische Aussage des Bundespräsidenten zum aktuellen Zeitgeist.

Trojanisches Pferd im Bundesrat

Die Episode zeigt, dass der linke Berset beim Ringen um die Handhabung der Neutralität einen sicheren Wert darstellt, während Vizepräsidentin Amherd wie das trojanische Pferd der EU und der Nato wirkt. Trifft sie Amtskollegen im Ausland, zum Beispiel anlässlich der letzten Sicherheitskonferenz in München, macht sie sich deren Kritik an der Neutralität und am Wiederausfuhrverbot für Waffen sofort zu eigen. Sie habe verschiedenen europäischen Kollegen erklären müssen, warum die Schweiz aufgrund ihrer Neutralität die Wiederausfuhr von Kriegsmaterial in die Ukraine nicht genehmigen könne, jammerte sie hinterher in die Mikrofone von Schweizer Radio und Fernsehen. Das werde nicht verstanden.

Der Bundespräsident legt eine andere Haltung an den Tag als die wankelmütige Vizepräsidentin. Beim Treffen von Berset im April mit Bundeskanzler Olaf Scholz machte er klar, dass unser Land nicht vom Verbot einer Weitergabe von Kriegsmaterial an die Ukraine absehen werde. «Man kann nicht verlangen, dass wir unsere eigenen Gesetze brechen», so Berset. Gleichzeitig betonte er, Neutralität heisse nicht Gleichgültigkeit.

Natürlich stellt sich die Frage, ob der SP-Bundesrat bloss der geschickte «Equilibrist ist, der immer schaute, wie er durchkam», mit diesen Worten hat ihn der frühere SP-Präsident Peter Bodenmann einmal beschrieben.

Plant er zielstrebig wie einst seine Wahl in den Bundesrat nun auch seine Wiederwahl im Dezember 2023? Berset versuche, sich mit seinem Bekenntnis zur Neutralität die Stimmen der SVP zu sichern, vermuten Parlamentarier.

Aber tritt er überhaupt noch einmal an? Er hat zwar vor einigen Wochen unmittelbar klargemacht, dass er über das Jahr 2023 im Amt bleiben will. Aber inzwischen redet er über seine künftige Karriere als Bundesrat

«Man kann nicht verlangen, dass wir unsere eigenen Gesetze brechen», so Berset.

fast nur noch wie das Orakel von Delphi in Rätseln. «Ich bin inzwischen zwar der Bundesrat, der am längsten im Amt ist, aber weiterhin der jüngste. Nach wie vor habe ich viel Freude an der Arbeit, engagiere mich auch wie zuvor mit vollem Einsatz. Es ist ein Privileg, als Bundesrat dem Land dienen zu dürfen», erklärte er zuletzt gegenüber der *Sonntagszeitung*. Alles klar?

Fakt ist, dass Berset in ein tiefes politisches Wellental gefallen ist, nachdem die Zeitungen des CH-Media-Verlages offengelegt hatten, dass sein engster Berater, Informationschef Peter Lauener, während der Corona-Pandemie mit dem CEO des Zeitungskonzerns Ringier, Marc Walder, einen intensiven Mailverkehr unterhielt und ihn mit vertraulichen Informationen bediente. Die Geschäftsprüfungskommissionen von National- und Ständerat sind noch am Aufarbeiten dieser Geschichte.

Sein Image war zu diesem Zeitpunkt bereits stark ramponiert wegen einer Liebesaffäre, die zum Einsatz einer Spezialtruppe der Polizei geführt hatte. Bei vielen ist der Bundespräsident auch wegen seines Corona-Managements und seiner falschen Angaben zur Wirksamkeit der Covid-19-Impfungen unten durch. Tatsächlich wurde er mit einem der schlechtesten Ergebnisse der Geschichte zum Bundespräsidenten gewählt. Er könne das aushalten, sagte er kürzlich über seine schlechte Presse.

Vorbild Appenzell

Jetzt sieht es so aus, als versuche Berset, mit den Aufgaben, die er 2023 als Bundespräsident übernommen hat, seine Krise zu überwinden. Der Auftritt in Appenzell, wo sich die Landsleute treffen und wie in alten Zeiten öffentlich Rat halten, zeigte es beispielhaft. Knapp anderthalb Stunden beobachtete Berset an der Seite des hohen Gastes aus Afrika und seiner Ehefrau Muriel das Geschehen, dann begrüsst er alte Bekannte wie den früheren Appenzeller CVP-Ständerat Ivo Bischofberger und alt Bundesrätin Ruth Metzler.

Ein Mann kämpft sich zurück.

Melnyk bedroht Wagenknecht

Wenn es darum geht, den richtigen Ton zu treffen, ist der frühere Botschafter der Ukraine in Deutschland, Andrij Melnyk, etwa



Sahra Wagenknecht.

so erfolgreich wie ein quietschendes Stück Kreide auf trockener Schultafel. Den Kanzler seines Gastlandes bezeichnete er einst als «beleidigte Leberwurst».

Dieser Tage erst kanzelte Melnyk, der sich als «stolzer ukrainischer Diplomat» bezeichnet, auf Twitter Ex-Linken-Chef Oskar Lafontaine und dessen Ehefrau Sahra Wagenknecht ab. Die beiden seien «die schlimmsten Komplizen vom Kriegsverbrecher Putin, die als solche noch zur Rechenschaft gezogen werden».

Nun ist es immer heikel, wenn in der Politik mit «Stolz» hantiert wird, ganz gleich, ob amerikanische *proud boys* oder stolze Germanen sich für Ruhm und Ehre in die Brust werfen. Auch Putin und der türkische Präsident Erdogan führen reichlich Stolz im Munde, wenn es um Nation und Vaterland geht.

Immerhin schreibt Melnyk, der nun Vize-Aussenminister der Ukraine ist, auf Twitter: «Meine Ansichten spiegeln nicht unbedingt die Position der Ukraine wider.»

Ralf Schuler

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi
Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10.00–18.00 / Sa 10.00–16.00 Uhr

Lernen von Jimmy Carter

Wertegebundene Aussenpolitik darf nicht zu Interessenvergessenheit führen. Diese Erfahrung musste auch schon ein US-Präsident machen.

Friedbert Pflüger

Berlin

Die in Berlin und Brüssel zunehmend geäusserte Kritik an Menschenrechtsverletzungen in aller Welt erscheint umgekehrt proportional zu unserer sinkenden wirtschaftlichen und militärischen Leistungskraft. Je schwächer das (relative) Bruttosozialprodukt, desto mehr halten wir uns in Europa für auserwählt, rund um den Globus Moralensuren zu verteilen. Wohin wird das führen?

Bereits vor 45 Jahren versuchten die USA unter ihrem neuen Präsidenten Jimmy Carter die Völker der Welt mit menschenrechtlichen Fanfarestössen aufzurütteln. Das wurde nach dem Vietnamkrieg allgemein begrüsst. Endlich eine wertegebundene Aussenpolitik nach Jahren der Realpolitik Henry Kissingers! Auch ich war begeistert, als Carter am ersten Tag seiner Amtszeit einen offenen Brief an den sowjetischen Dissidenten Andrei Sacharow sandte und damit die Menschenrechte auf die globale Agenda setzte.

Schmerzhafte Rückzüge

Der neue Präsident begann zudem, US-Entwicklungs- und Militärhilfe an die Menschenrechtsbilanz der Empfängerländer zu knüpfen. Schon bald aber zwang ihn die Realität zu schmerzhaften Rückzügen. Mit der Sowjetunion sollte ein grosses Rüstungskontrollabkommen (Salt II) geschlossen werden. Konnte man über Stabilität im Kalten Krieg – auch ein moralisches Unterfangen – verhandeln und gleichzeitig die Moskauer Gesprächspartner ständig schwerster Vergehen bezichtigen? Aber nicht nur die

kommunistischen Diktaturen, auch viele US-Verbündete verurteilten Carters Politik. So drohte der philippinische Präsident Marcos mit der Schliessung der amerikanischen Marinebasis, wenn die USA weiter sein Land kritisierten.

Welche Lehren ergeben sich für heute?

1 — Wir fühlen mit den iranischen Frauen, wenn sie angegriffen werden, weil sie sich weigern, einen Schleier zu tragen. Wir lehnen den totalitären Absolutheitsanspruch Xi Jinpings in China ab sowie auch die Behandlung

Achtung vor der anderen Meinung und vor anderen Menschen ist die beste Menschenrechtspolitik.

der Uiguren. Vor allem die Zivilgesellschaft ist zur Solidarität aufgefordert, die Medien müssen Kritik üben. Auch die Politik tut gut daran, unsere Werte hochzuhalten und schlimme Verletzungen der Würde des Menschen offen anzusprechen. Aber es gibt auch Grenzen.

2 — Neben Werten existieren auch legitime Interessen. Deutschland als exportorientierte Nation kann es sich nicht leisten, nur noch mit Demokratien Handel zu treiben. Man stelle sich vor, der Handel mit China würde zusammenbrechen. Oder wir könnten für unsere Elektromobilität, unsere Windräder und Solarmodule plötzlich keine kritischen Rohstoffe mehr von dort beziehen. Ein Glück, dass wir im letzten Winter Gas aus dem zuvor so stark angefeindeten Katar oder Aserbaidshan beziehen konnten, um nach Putins Angriff auf die Ukraine die Versorgung im Land zu sichern. Ausserdem: Wenn wir globalen Klimaschutz oder die Nichtverbreitung von Atomwaffen durchsetzen wollen, dann brauchen wir auch Länder wie China, den Iran oder Saudi-Arabien dazu. Wertegebundene Aussenpolitik ist gut, solange sie nicht zu Interessenvergessenheit führt. Sie bedarf der realpolitischen Einbettung.

3 — Wir haben angesichts der Geschichte Europas – und überhaupt des «Westens» – keinen Grund, uns über andere zu erheben. Das Herr-

schaftssystem Chinas lehnen wir ab – aber wie muss es sich für die China anfühlen, wenn es, eine uralte Hochkultur, von Europa zur Einhaltung «universaler Menschenrechte» aufgefordert wird? China, wie viele andere Nationen, bestreitet diese Universalität. Für das Reich der Mitte sind gesellschaftlicher Zusammenhalt und das Wohl der Gemeinschaft wichtiger als individuelle Freiheitsrechte. Wir sollten zu unseren Überzeugungen stehen, uns aber hüten, zu moralischen Kreuzzügen zu rüsten. Wir sollten im Westen demütiger sein: Inquisition, Kolonialismus (der auch in China gewütet hat), Ausrottung indigener Völker im Namen von Religion und Zivilisation, Holocaust – und in der jüngsten Zeit Srebrenica, Abu Ghraib, Guantánamo oder das Wiederausliefern der afghanischen Mädchen und Frauen an die Taliban durch unseren überstürzten Rückzug – wir haben keinen Grund zum Auftrumpfen.

4 — Der Westen ist (relativ zur übrigen Welt) heute deutlich schwächer als noch zu Zeiten Carters. Unsere ökonomische Basis ist viel zu fragil, um den ideellen Überbau der Welt zu bestimmen. Deshalb ist eine massvolle Menschenrechtspolitik nicht Ausdruck von moralischer Indifferenz, sondern folgt der Einsicht in die Begrenztheit unserer Möglichkeiten.

Wertegebundene Aussenpolitik sollte vor allem darin bestehen, die Menschenrechte bei uns in Europa hochzuhalten, uns nicht in Polarisierung und Hass hineintreiben zu lassen. Wenn wir demokratischen Dialog pflegen, den Rechtsstaat durchsetzen und soziale Gerechtigkeit schaffen, dann werden wir eine «city upon a hill» (John Winthrop). Nicht selbstgerechtes Eifern gegenüber anderen, sondern die Achtung vor dem Anderssein und der anderen Meinung anderer Menschen – das ist die beste Menschenrechtspolitik auch nach aussen.

Friedbert Pflüger ist Unternehmensberater und Hochschullehrer. Er war ein enger Mitarbeiter des deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker sowie Bundestagsabgeordneter und Parlamentarischer Staatssekretär (CDU).



Vorzeige-Schweizer aus dem Himalaja

Yaks sind arbeitswillig, genügsam, trittsicher und robust. Sie passen bestens in unsere Landschaft. Fast besser als unsere angestammten Nutztiere.

Max Kern

Wir sind in Ried, einem stotzigen Hang oberhalb von Brienz BE am gleichnamigen See mit Blick auf die Axalp: Auf sechs Hektaren Land hält Peter «Petsch» Ernst, 52, gelernter Zimmermann, zehn Yaks. Angeführt wird die Herde der langhaarigen Himalaja-Rinder mit den bis zu einem Meter langen Hörnern von Stier Samson und «Chefin» Belinda. «Es war vor fünfzehn Jahren Liebe auf den ersten Blick», sagt der Berner Oberländer Yak-Züchter. Gefunkt hat es einst beim Besuch einer Yak-Züchterin in Bäretswil im Zürcher Oberland. Rund siebzig Züchter gibt's heute schweizweit.

Brienz



Dafür haben sie einen dicken Grind.

Reittier und Lastesel

Der Yak, heimisch in Nepal, Bhutan, im Tibet und in der Mongolei, ist ein eierlegendes Wollmilchrind. Nur das mit den Eiern stimmt nicht. Dafür kann neben Fleisch, Milch und Wolle auch das Leder des Yaks verwertet werden. Im Himalaja wird gar der Dung der Tiere zum Heizen genutzt. Der Yak ist ein Reittier, vor allem

Übrigens: Luchse und Wölfe stellen für die Yaks keine Gefahr dar.

aber auch ein vorzüglicher Lastesel, bis auf Höhen von 6000 Metern. Yaks können galoppieren und traben. Ausserdem haben sie einen ausgeprägten Geruchssinn: Menschen können sie aus einer Entfernung von 500 Metern wittern. Und Yak-Bullen riechen eine trächtige Kuh aus mehreren Kilometern Entfernung.

Die Yaks kamen ursprünglich aus Zoos in ganz Europa in die Schweiz. Der Schweizerische Yakzucht-Verein führt ein Herdebuchreglement. 914 Tiere sind zurzeit eingetragen. Ohne DNA-Test bekommt ein Zuchtstier keine Abstammungspapiere. Vier Kälber waren vergangene Woche oberhalb von Brienz trächtig. Experte Ernst: «90 Prozent der Tiere kalbern bei aufgehendem Mond.» Vollmond ist am 5. Mai.

Ein ausgewachsener Yak bringt zwischen 250 und 280 Kilo auf die Waage, ein Muni bis zu 600. Im Gegensatz zu einer Kuh, die zwischen 100 und 150 Liter Wasser pro Tag säuft, kommt der Yak mit 10 Litern aus. Der nationale Yakzucht-Verein lobt seine tierischen Mitglieder als «sehr trittsicher und berggänglich, genügsam, kann gut karges Futter verwerten, robust, fruchtbar, gutartig». Oder wie es «Petsch» Ernst formuliert: «Der Yak trägt vom Wesen her typische Schweizer Merkmale in sich.»

Typisch schweizerisch ist auch das ausgebaut Tierschutzgesetz, das trockene Liege- und Futterplätze für die zähen Himalaja-Rinder vorschreibt. Züchter Ernst hält das für übertrieben: «Der Yak braucht keinen Unterstand. Das ist fürs Überleben nicht nötig. Wir verweichlichen die Tiere.»

Zurzeit verlieren seine Yaks ihren Winterpelz. «Sie werden ziemlich blutt. Im Winter haben sie mit ihren Bauchhaaren einen eigenen Teppich dabei, eine Isolationsschicht, wenn sie in den Schnee liegen.» Auffallend sind auch die kleinen Ohren. Im Himalaja halten die Yaks Temperaturen zwischen minus 40 und minus 50 Grad aus. «Sie schalten dann in den Stand-by-Modus. Stehen stundenlang still, um Energie zu sparen. Wie bei uns das Wild», sagt Ernst.

Übrigens: Luchse und Wölfe stellen für die Yaks keine Gefahr dar. Und der Migrant-Stier

aus dem Himalaja interessiert sich nicht für das heimische Rind.

Dafür haben sie einen dicken Grind: Die Schädeldecke eines ausgewachsenen Zuchtstiers kann fünf Zentimeter und die darüber liegende Haut nochmals drei Zentimeter betragen. Um ein solches Yak schnell zu töten, braucht es einen Bolzenschussapparat mit ungewöhnlich langen Bolzen. Auf dem Weg zur Schlachtbank gilt zu beachten: am besten zwei Tiere miteinander transportieren. Und: nie das ranghöhere Tier zuerst in den Anhänger bringen, sonst steigt das rangtiefere danach nicht mehr ein.

Aromatischer als Rindfleisch

Yak-Fleisch hat einen kleineren Fettanteil als Rindfleisch und ist laut Yakzucht-Verein auch «aromatischer». Es kann als Frischfleisch (nach drei bis vier Wochen Lagerung im Kühlraum) konsumiert werden – Filets oder Entrecôtes sind die Renner. Auch Trockenfleisch wie Mostbröckli wird aus Yaks gemacht, ebenso Bratwürste, Siedwürste und Fleischkäse.

Bevor ein Schweizer Yak zu Fleisch verarbeitet wird, kann er idealerweise die Vorzüge der neuen Heimat geniessen. Von Anfang Juni bis Anfang Oktober gehen Ernsts Tiere zAlp. Auf der Grimmialp im Berner Diemtigtal entfliehen die Himalaja-Rinder auf über 1200 m ü. M. dem europäischen Sommer.

«Ich brauche dieses Wort selten, aber Putin ist wirklich ein Faschist»

Raphaël Glucksmann war Berater von Georgiens Präsident Micheil Saakaschwili. Später beteiligte er sich am Euromaidan in Kiew, und seine ukrainische Frau wurde Ministerin. Hier erklärt der französische Politiker, warum der Westen gegen Russland kämpfen muss.

Jürg Altwegg

Raphaël Glucksmann wurde 1979 in Paris geboren. Er ist der Sohn des Philosophen André Glucksmann (1937–2015), in dessen Wohnung die Dissidenten aus Osteuropa ein und aus gingen. Noch als Student an der Sciences Po gründete Raphaël Glucksmann mit Unterstützung seiner Eltern die Organisation «Studium ohne Grenzen», die Tschetschenen einen Studienaufenthalt in Paris ermöglichte.

Glucksmann beobachtet Russlands Präsidenten Wladimir Putin seit dessen Machtübernahme. Soeben hat er ein Buch über «Putins Krieg gegen unsere Demokratien» geschrieben. Der Herrscher im Kreml führe diesen seit zwanzig Jahren, so Glucksmann. Er analysiert die Mechanismen und Ziele der russischen Handelspolitik sowie das Vorgehen der russischen Auslandsmidien RT und Sputnik.

Auch Russlands Aussenpolitik kennt Glucksmann bestens. Er wirkte als Berater des georgischen Präsidenten Micheil Saakaschwili und war mit dessen Innenministerin Eka Zguladze verheiratet. Als Saakaschwili nach einer Wahlniederlage die Macht an prorussische Kräfte verlor, verliess das Paar das Land und lebte eine Zeitlang in Paris.

Danach liessen sich Zguladze und Glucksmann in der Ukraine nieder und beteiligten sich an der proeuropäischen Revolution auf dem Kiewer Maidan-Platz («Euromaidan»), die 2014 nach tödlichen Zusammenstössen zwischen Demonstranten und staatlichen Kräften in der Absetzung des russlandfreundlichen Präsidenten Wiktor Janukowytsch gipfelte. Nachfolger Petro Poroschenko ernannte Zguladze zur stellvertretenden Innenministerin der Ukraine.

Inzwischen lebt Glucksmann mit einer neuen Partnerin wieder in Paris, wo er die Bewegung «Place publique» begründete. Auf deren Liste wurde er 2019 ins Europaparlament gewählt. Er ist dort Mitglied des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten und stellvertretender Vorsitzender des Unterausschusses Menschenrechte.

Paris

Weltwoche: In Putins Narrativ handelte es sich beim Maidan-Aufstand um einen Putsch der Neonazis und der Nato. Sie, Raphaël Glucksmann, waren dabei und schildern ihn in Ihrem Buch als demokratische Revolution.

Raphaël Glucksmann: Es war ein demokratischer Aufstand und nicht der erste. Ihm ging 2004 die orange Revolution voraus. Er machte uns bewusst, was Europa wirklich ist: nicht eine lähmende Bürokratie, sondern ein Projekt der Freiheit und Emanzipation. Eine

Ohne permanenten Krieg bricht Putins System zusammen. Dieser totale Krieg braucht einen Feind.

Zivilisation. Unsere Unfähigkeit, Ereignisse wie den Maidan zu begreifen, hat mit unserem heimlichen Wunsch zu tun, nicht mehr an der Geschichte teilzuhaben. Putin hingegen hat die «Farbenrevolutionen» richtig verstanden: als existenzielle Bedrohung für sein Regime. Er führt Krieg gegen sie.



«Schockstarre»: Glucksmann.

Weltwoche: Sein erster Krieg war derjenige in Tschetschenien.

Glucksmann: Ich verfolge Putins Tun seit seiner Machtübernahme. Sein Regime war von allem Anfang an auf den Krieg fixiert. Es ist ein Krieg gegen die Zivilbevölkerung, geführt mit den Mitteln des Terrors und des Terrorismus, der Propaganda und systematischen Lüge. Er führt diesen Krieg in Europa und in Afrika. Putin war nie ein verlässlicher Partner, der am Vorabend des Einmarsches dem Wahnsinn anheimfiel. Er hat in Russland nach und nach die demokratischen Rechte und Freiheiten abgeschafft – stets im Namen des Kriegs, der solche Eingriffe legitimiert. Tschetschenien, Georgien, Syrien und jetzt die Ukraine. Jeder Krieg ging mit einer Radikalisierung seines Regimes einher. Ohne permanenten Krieg bricht es zusammen. Dieser totale Krieg braucht einen Feind, ohne den er nicht funktioniert. Dieser Feind sind wir – der «kollektive Westen».

Weltwoche: Sie waren in Georgien als Berater des Präsidenten Saakaschwili tätig. Wie kam es dazu?

Glucksmann: Ich machte damals Dokumentarfilme und arbeitete an einem Dreiteiler über «Putin und die Auferstehung des Reichs». Ich befand mich in Moskau auf der Heimreise aus Georgien, als die russischen Sender den Beginn des Kriegs meldeten. Wir kehrten sofort nach Georgien zurück. An einer Strassenperre der russischen Armee im Norden des Landes stiessen wir zufälligerweise auf den mit der Invasion betrauten General Borisow. «Vier Schwule», sprach er zu uns, «geht nach Hause, wir sind hier nicht in Europa, sondern in Russland.» In einer langen Tirade machte er uns klar, dass seine Armee alle verlorenen Gebiete zurückerobern würde. In diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass meine Dokumentarfilme sinnlos waren. Denn die europäische Elite war taub für das, was wir zu berichten hatten. Das Beste, was ich tun konnte, war es, den Georgiern bei der Vorbereitung ihres Beitritts zur EU behilflich zu sein.

Weltwoche: Wie lange blieben Sie in Tiflis, was erreichten Sie?



«Nur die Frauen bleiben wachsam.»

Glucksmann: Vier Jahre. Wir versuchten, Reformen in die Wege zu leiten und Brücken nach Europa zu schlagen. In Brüssel und Paris hielt man mich für einen Romantiker, der sich in den Kaukasus verliebt hatte, für einen «Menschenrechtler», der Ideale und Prinzipien vertritt, die mit der Realität nicht vereinbar sind. Ich aber ahnte: Diese Realität, die ich in Georgien kennenlernte, würde uns in einen Krieg verwickeln.

Weltwoche: Wie geht es Saakaschwili?

Glucksmann: Ein Oligarch, der sein Vermögen in Russland machte und heute über Georgien herrscht, hat ihn verhaften lassen und ins Gefängnis gesteckt. Es geht ihm sehr schlecht. Europa hat Saakaschwili im Stich gelassen. Ein Jahrzehnt lang war er Putins Feind Nummer eins. Jetzt ist es Wolodymyr Selenskyj.

Weltwoche: Was halten Sie von Emmanuel Macrons Umgang mit Putin und seinem kürzlichen Auftritt in China?

Glucksmann: Macron ist nicht fähig, sich in die Tyrannen zu versetzen. Gegenüber Xi Jinping macht er die gleichen Fehler wie gegenüber Putin, den er nach der Annexion der Krim noch immer für einen verlässlichen Partner hielt. Gegen Putin wurden Sanktionen verhängt, aber Macron tat, als wäre nichts geschehen. Man kann mit dem Teufel verhandeln. Man konnte mit Putin bis zum Ausbruch des Kriegs verhandeln. Man darf mit Xi Jinping verhandeln. Aber man muss sich der Intentionen der Verhandlungspartner bewusst sein. Der eitle Macron verstand den roten Teppich, den die Chinesen für ihn ausrollten, und die sieben Stunden mit Xi Jinping als Zeichen guten Willens. Was für eine Illusion. Konkret hat er rein gar nichts bekommen. Ma-

crons Narzissmus ist für Frankreich zum nationalen Risiko geworden. Seine Naivität ist kennzeichnend für die französischen Eliten.

Weltwoche: Wie ist sie zu erklären?

Glucksmann: Ich kann diese Illusionen sehr wohl verstehen. Auch mir sind sie eingetrichtert worden, als ich bei Sciences Po (Institut für politische Studien) studierte. Man lehrte uns, dass fortan nur noch der Handel wichtig sei und es keine Kriege mehr geben würde. Das war das von Francis Fukuyama propagierte «Ende der Geschichte». Unsere Eliten haben das effektiv geglaubt. In Europa noch mehr als in Amerika. Der Terrorismus der Islamisten galt als einzige Bedrohung. Aber jetzt sind die echten Kriege zurück und

«Macrons Narzissmus ist für Frankreich zum nationalen Risiko geworden.»

unsere Diplomaten völlig überfordert. Man muss Xi Jinping und Putin beim Wort nehmen, wenn sie sagen, dass sie die Weltordnung verändern wollen. Und darüber nicht verächtlich lächeln, sondern nachdenken, was es für uns bedeutet. Was es heisst, wenn Xi Jinping den Krieg als Jungbrunnen zur Ertüchtigung seines Volks lobpreist.

Weltwoche: Sie analysieren das Chaos, das seine Medien in Ländern wie Frankreich befeuern, und die Handelspolitik als Teil von Putins Kriegsführung. Ihre Waffe ist das Gas, die Zielscheibe Deutschland.

Glucksmann: Als die Berliner Mauer fiel, war Putin bekanntlich für den KGB in Dresden. Seit den neunziger Jahren arbeitet er an der Machtübernahme und sinnt auf Revanche. Gerhard Schröder, der mit den Grünen regierte, beschloss den Atomausstieg. Er tat dies gegen den Willen der deutschen Industrie – die er mit billigem Gas vertröstete. Er verweigerte auch noch den Bau von Anlagen, die Deutschland den Import von Flüssiggas aus anderen Ländern ermöglicht hätten. Kurz vor der Niederlage gegen Merkel unterzeichnete er die Verträge für Nord Stream; Polen und die Ukraine wurden als Transitländer umgangen. Drei Monate später engagierte ihn Gazprom.

Weltwoche: Mit Merkel ging es weiter in die Abhängigkeit.

Glucksmann: Die Politik blieb gleich, aber sie wurde anders gerechtfertigt. Schröder erzählte, dass der Handel Russland zu einer Demokratie machen und an den Westen binden würde. Seine Nachfolgerin erfand die «Kompartimentierung»: hier der Handel, da die Geopolitik – die nichts miteinander zu tun hätten; das Gegenteil von Schröder. Nord Stream 2 wurde 2015 auf den Weg gebracht. Als der Krieg ausbrach, stellte Deutschland fest, dass seine Gasspeicher praktisch leer waren: Man

hatte ihre Kontrolle an Gazprom abgetreten. Deutschland war gezwungen, das vom Europäischen Parlament geforderte Embargo für fossile Energien zu sabotieren. Es musste weiter aus Russland importieren: für 800 Millionen Euro pro Tag. Putin hatte Deutschland dazu gebracht, dass es seinen Krieg mitfinanzieren musste. Putin hat den Deutschen nicht billiges Gas verkauft, um seine Wirtschaft zu stützen. Es ging ihm nie um Geschäfte. Er wollte Berlin und Europa unterjochen. Putin führt nicht für, sondern mit Pipelines Krieg. Für Xi Jinping gilt das genauso. Der Handel, den er mit Macron und Scholz betreibt, muss den ideologischen Interessen seines Regimes dienen. Sein Ziel ist unsere Niederlage.

Weltwoche: Am Ende Ihres Buchs widmen Sie ein paar schöne Seiten Ihrem Vater André Glucksmann. Er verkörperte in den siebziger Jahren die antitotalitäre Aufklärung durch die «neuen Philosophen», die sich vom Marxismus abwendeten. Sie haben den Imperativ des prophylaktischen Kriegs zur Verhinderung neuer Genozide hervorgebracht. In Frankreich wurde der Antitotalitarismus zur neuen Leitkultur. Es wurden Kriege «für die Demokratie» geführt und Saddam Hussein wie Slobodan Milosevic, letztlich auch noch Muammar al-Gaddafi als «Wiedergänger Hitlers» bekämpft. Warum nicht Putin?

Glucksmann: Wegen der grossen Illusion 1989. Die Totalitarismuskritik war gegen den Kommunismus der Sowjetunion entstanden. Nach deren Zusammenbruch schien die Gefahr gebannt. Es ist in der Geschichte sehr wohl möglich, ein Kapitel zu beenden. In der Sowjetunion hätte es dafür die Abwicklung des KGB und die Aufarbeitung der kommunistischen Verbrechen gebraucht. Beides war nicht der Fall. In Moskau glaubte niemand an ein

Ende der Geschichte. Und als wir versuchten, über den Krieg in Tschetschenien zu informieren, herrschte in den Regierungen die Überzeugung, dass wir von einem Russland reden, das es nicht mehr gibt.

Weltwoche: Aber auch noch der Krieg im Irak wurde mit dem Kampf gegen den Terrorismus und für die Werte der Demokratie legitimiert.

Glucksmann: Dieser Krieg war eine Katastrophe. Er war Ausdruck einer vom «Ende der Geschichte» und vom Sieg über den Kommunismus

«Bei diesem Krieg handelt es sich um einen im klassischen Sinne tragischen Konflikt.»

inspirierten Hybris – des Grössenwahns, dass man überall in der Welt die Demokratie mit den Waffen durchsetzen könne. Nach diesem Schlamassel begann eine Periode des Rückzugs.

Weltwoche: Bis zum Krieg gegen Libyen.

Glucksmann: Man kann nicht am anderen Ende der Welt einen Krieg anzetteln, um die eigenen Werte zu verbreiten. Das gelingt nie. Wenn es aber starke demokratische Bewegungen gibt, Revolutionen, kann man ihnen beistehen. In Afghanistan wurde ein amerikanisches System errichtet. Als sich die Amerikaner zurückzogen, brach es innert 24 Stunden zusammen. In der Ukraine haben wir es mit einem von den Ukrainern hervorgebrachten System zu tun. Es entspricht ihrem politischen Willen. Sie inszenierten dafür zwei Revolutionen. Alle waren überzeugt, dass es nach dem Angriff umgehend einstürzen würde. Aber es hat standgehalten. Das hat alle überrascht – in erster Linie natürlich die Russen. Aber auch

die westlichen Geheimdienste. Wir müssen den Versuchungen der Hybris widerstehen. Aber auch dem Hang zur Feigheit: Wenn ein Volk für die Demokratie kämpft und dafür grosse Opfer auf sich nimmt, verdient es unsere Hilfe. Mit Taiwan ist es wie mit der Ukraine: Es hat aus eigenen Kräften eine Demokratie errichtet, an ihr hält es fest.

Weltwoche: Und Libyen, der Krieg gegen Gaddafi, zu dem Bernard-Henri Lévy, der zweite berühmte «nouveau philosophe», und Nicolas Sarkozy die Amerikaner anstifteten? Auch ein Irrtum?

Glucksmann: Das Resultat ist kein Ruhmesblatt. Immerhin hatte es eine Revolte gegeben. Anders als in Libyen geht es in der Ukraine keineswegs darum, unsere Truppen in den Krieg zu schicken. Die Ukrainer wollen das auch gar nicht. Sie verlangen nur, dass wir ihnen Munition und Waffen liefern. Ihr Sieg entspricht unseren Interessen. Das ist keine Menschenrechtsschwärmerei oder humanistische Solidarität. Sondern realpolitisch gedacht. Die militärische Hilfe für die Ukraine ist die beste Investition in die europäische Sicherheit und die Verteidigung unsere Demokratie.

Weltwoche: Das tönt doch mehr nach moralischer Empörung als nach Realpolitik.

Glucksmann: Nein, mit Moral kann man keinen Staat regieren. Doch es braucht Bürger, die sich empören. Ihre Empörung erlaubt es den Regierenden, die Opposition als Moralisten und Apostel der Menschenrechte zu belächeln und für sich die Ernsthaftigkeit der Realpolitik in Anspruch zu nehmen.

Weltwoche: Das wiederum klingt irgendwie zynisch.

Glucksmann: Nein. Ich bin sehr dafür, dass sich die Regierungen dem strategischen Realismus und den vitalen Interessen ihrer Nation widmen. Sie sollen unsere langfristigen Interessen vertreten. Dies setzt voraus, Russland und China gegenüber nicht blind und naiv zu sein. Und mehr als bisher den ukrainischen Widerstand zu unterstützen. Mein Buch ist von A bis Z dem Realismus verpflichtet.

Weltwoche: Sie schreiben von der «unmöglichen Niederlage» der Ukraine. Für Putin ist die Niederlage genauso unmöglich.

Glucksmann: Bei diesem Krieg handelt es sich um einen im klassischen Sinne tragischen Konflikt. Beide Seiten befinden sich in einer Situation, in der sie nicht verlieren dürfen. Für uns ist klar: Russland muss verlieren. Es ist undenkbar, die Kapitulation der russischen Armee zu erwarten. Aber auf dem Schlachtfeld muss das Kräfteverhältnis umgekehrt werden. Dann werden Verhandlungen möglich, die zur Rückgabe der Krim an die Ukraine führen können.

Weltwoche: Mit Putin am Verhandlungstisch?

Glucksmann: Die Geschichte lehrt uns, dass Tyrannen ihre Macht verlieren, wenn sie mi-



«In Moskau glaubte niemand an ein Ende der Geschichte»: Glucksmann mit Vater André, 2008.



litärisch gestoppt werden. Der Glaube, dass die Sanktionen Russland in die Knie zwingen würden, hat sich als frommer Wunsch erwiesen. Putin hat ein ideologisches System aufgebaut, sein Regime ist sehr viel mehr als eine Mafia-Kleptokratie. Sein Volk glaubt an den Krieg und unterstützt ihn. Für diesen Glauben hat der totalitäre Staat gesorgt, er ist eine Realität. Wir frönten der Illusion, dass Putin niemals einen Krieg anzetteln würde. Jetzt setzen wir auf die Illusion, dass er bald sein Leben verliert. Aber Putin wird nicht morgen von der Macht verdrängt. Sein System ist solide. Wir befinden uns in einem Krieg, der noch lange dauern wird. Wir müssen der Ukraine so lange wie nötig helfen – mit der roten Linie, dass der Westen keine Truppen schickt.

Weltwoche: Daran wollen Sie sich halten?

Glucksmann: Wir wollen ja nicht die Welt in die Luft jagen. Der Einsatz von Nato-Soldaten wäre für alle tödlich. Aber diese Schlacht muss gewonnen werden. Die Frage ist: Wie können wir diesen Krieg gewinnen, ohne direkt einzugreifen? Darum geht es.

Weltwoche: Wie stellen Sie sich das vor?

Glucksmann: Jeder sollte sich einmal Bedenkzeit nehmen und die Frage stellen: Was wäre geschehen, wenn die Geheimdienste – der russische genauso wie der amerikanische und der französische – recht bekommen hätten und sich ihre Prophezeiung vom schnellem Fall Kiews erfüllt hätte? Wenn Selenskyj zu Biden nicht gesagt hätte, er brauche kein Taxi, sondern Munition? Man muss sich die «gedemütigten», auf Revanche bedachten Russen im Taumel eines schnellen Siegs an der Grenze zur Nato vorstellen. Die Ukrainer haben uns vor diesen Fragen bewahrt. Um die Sicherheit in Europa zu gewährleisten, muss Putin verlieren. Es gibt keine andere Lösung.

Weltwoche: Der Westen war zwanzig Jahre lang blind, wie erklären Sie, dass er nach dem Angriff, an den niemand glaubte, aufwachte und reagierte?

Glucksmann: Der Angriff hat uns wie ein Blitz getroffen. Aber wir mussten wissen, dass die Eroberung der Ukraine seine Priorität war. Seit dem Krieg im Donbass wartete man darauf. Mir war das seit 2005 unterschwellig be-

wusst. Ich erzählte der später ermordeten russischen Journalistin Anna Politkowskaja von meinen Dreharbeiten in der Ukraine. «Putin wird Krieg gegen sie führen», antwortete sie. Ich konnte das damals nicht glauben. Aber sie irrte sich nicht. Irgendeinmal kommt der Moment der Wahrheit. In der Schockstarre reagieren die Regierungen unterschiedlich. Ursula von der Leyen ist in diesem Augenblick in eine völlig andere Welt gekippt.

Weltwoche: Sie unterstreichen in Ihrem Buch die Rolle der Frauen.

Glucksmann: Krieg gilt als Männerdomäne par excellence. Für die Ukraine wird Europa im Krieg am überzeugendsten von Frauen verkörpert: von den jungen Premierministerinnen Sanna Marin und Kaja Kallas, auch von Ursula von der Leyen. Sie sind die Avantgarde des Widerstands gegen Putin. Und wenn ich von «verkörpern» rede, meine ich: Es geht nicht nur um ihre Rhetorik, sie verströmen die Botschaft der Macht und des Willens zum Durchhalten auch physisch.

Weltwoche: Haben Sie Annalena Baerbock bewusst nicht erwähnt?

Glucksmann: Nein. Auch sie gehört in diese Reihe. Die kompromisslose Standhaftigkeit dieser Frauen rettet Europa. Sie sagen Dinge, die man von Emmanuel Macron und Olaf Scholz hören möchte. Doch der Kanzler wie der Staatspräsident lavieren und schwadronieren von Garantien für die russische Sicherheit. Dass man Russland nicht demütigen dürfe. Ihre Botschaft ist vieldeutig. Zwar bleibt Orbán der einzige Regierungschef in Europa, der den Widerstand gegen Putin sabotiert. Doch Schulz und Macron haben im Gegensatz zu den Frauen den Ernst der Lage noch immer nicht begriffen. Aber ich will das jetzt nicht verallgemeinern.

Weltwoche: Es ist immerhin ein interessantes Symptom: die Frauen im Krieg gegen Putin, die letzte Bastion des Patriarchats. Sie erzählten von Borisow, dem General, der Sie, wenn ich das nicht falsch verstanden habe, als «Schwuchtel» angesprochen hatte.

Glucksmann: Er hat es wirklich gesagt. Seine Bemerkung ist symptomatisch für Putins Welt. Die Frauen- und Fremdenfeindlichkeit, auch die Homophobie gehören zu den Stützpfeilern seines Regimes. Sie werden nicht schamhaft verschwiegen, sondern als Werte, die es zu verteidigen gilt, hochgehalten. Sie sind Teil seiner Strategie. Gegen sie müssen wir Putin zeigen, dass wir keine Angst haben: weder vor dem Krieg noch vor der Gewalt und auch nicht vor seiner Brutalität. Doch der Westen schläft wieder ein.

Weltwoche: Nur die Frauen bleiben wachsam?

Glucksmann: Ich finde es grossartig, dass sie den Widerstand verkörpern. Putin tut sich schwer mit einer Frau als Präsidentin der EU-Kommission. Sie widersetzt sich seinem Faschismus.

Weltwoche: Faschismus?

Glucksmann: Putins Regime verherrlicht den Krieg und die Gewalt, seine Stigmatisierung von Sündenböcken, die Sprache der Extermination – das ist faschistisch.

Weltwoche: Westeuropa frönt einer anti-faschistischen Hysterie, zu der wohl auch der LGBT-Kult gehört und die Parteien wie die AfD oder das Rassemblement national permanent dem Faschismusverdacht unterwirft. Gleichzeitig war man gegenüber dem authentischen Faschisten Putin völlig blind. Russlands Krieg gegen die Ukraine ist ein Krieg der Zivilisationen. Putin unterstreicht in jeder Rede die westliche Dekadenz, als deren Symbol er die LGBT-Bewegung erwähnt. In den westlichen Ländern wird dieser Aspekt wenig thematisiert.

Glucksmann: Ich brauche das Wort Faschismus nur selten, ich halte Marine Le Pen keineswegs für eine Faschistin. Putin, sein Regime und seine Propaganda sind wirklich faschistisch. Es geht tatsächlich um einen Konflikt der Zivilisationen. Mitten im Krieg, als ich in Kiew war, debattierte das Parlament über die Ehe für alle. Ich fand das sehr interessant, aber auch irritierend: Es herrscht Krieg! Wir führen ihn, um frei diskutieren zu können, bekam ich zur Antwort. Und: Wir haben ein zivilisatorisches Projekt, das wir gegenüber seinem Feind verteidigen müssen. Für den Westen ist diese Feindlichkeit nicht territorialer Art. Es geht für Europa nicht darum, irgendwelche Länder zu erobern. Es handelt sich um die Auseinandersetzung zweier ideologischer Modelle. Unser Modell ist genauso ideologisch wie jenes von Putin.

Raphaël Glucksmann: «La Grande Confrontation». Allary Editions. 186 S., Euro 19.90

Investieren Sie
Seite an Seite
mit unserer
Eigentümergefamilie

Vorausschauend
seit Generationen



Private
Banking

Masse und Energie

Eine in Genf tätige Teilchenphysikerin ist die Ikone der israelischen Protestbewegung. Shikma Bressler organisiert den Widerstand gegen Premier Benjamin Netanjahu.

Pierre Heumann



«Wir brauchen eine Verfassung»: Bressler.

Tel Aviv

Wie eine Generalin steht Shikma Bressler vor den rund 150 000 Bürgern, die seit vier Monaten jeden Samstagabend im Zentrum von Tel Aviv gegen die geplante Schwächung des Justizsystems protestieren. In ihrer Uniform – ein schwarzes T-Shirt mit dem Aufdruck «Demokratie» – warnt die 42-jährige Protestführerin eindringlich vor den Folgen des Umbaus der Justiz und dem Einfluss der Ultraorthodoxen. «Wir wollen nicht, dass dieses Land von Fanatikern mit ihren Bärten und ihrer Religion übernommen wird», bringt Bressler eines der Ziele ihres Feldzugs auf den Punkt.

Universums Rätsel

Während sie Sätze sagt wie «Wir kämpfen für die Grundwerte unseres Landes», «Wir werden die Diktaturgesetze der Regierung verhindern» oder «Wir werden nicht nachgeben», hält sie die blauweisse Israel-Fahne in der rechten Hand und streckt den Arm mit angewinkeltem Ellbogen in die Höhe. Dazu

trommeln Demonstranten und skandieren «De-mo-kra-tie». Wenn die Reformpläne oder deren Urheber erwähnt werden, rufen sie wie im Chor «busha», Schande, oder sie blasen in Trillerpfeifen.

Shikma Bressler, die Ikone der Protestbewegung, die an deren Front steht, ist Physikerin am Weizmann Institute of Science, einem weltweit angesehenen Forschungszentrum südlich von Tel Aviv, wo sie ein Labor für Teilchenphysik mit fast einem Dutzend Forschern managt. Die Assistenzprofessorin jettet zudem regelmässig ans Kernforschungszentrum Cern in Genf. Dort leitet sie einen der wichtigsten israelischen Beiträge beim Atlas-Experiment am Large Hadron Collider (LHC), dem grössten und leistungsstärksten Teilchenbeschleuniger der Welt.

Der 27 Kilometer lange Ring enthält supraleitende Magnete und eine Reihe von Beschleunigungsstrukturen, die die Energie der Teilchen erhöhen. Bresslers Projekt bei «Atlas» soll das gesamte Entdeckungspotenzial des LHC ausschöpfen «und die Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis erweitern», heisst es beim Cern, wo die israelische Demo-

Ihr Projekt soll «die Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis erweitern», heisst es beim Cern.

kratieaktivistin die Zusammensetzung der Materie erforscht. 95 Prozent der Masse und Energie des Universums sind immer noch ein Rätsel.

Auf der Suche nach Effekten jenseits des Standardmodells der Elementarteilchen hofft Bressler auf Hinweise, um den zwei ganz grossen Geheimnissen des Universums auf die Spur zu kommen: dunkle Materie und dunkle Energie. «In meinem Fachgebiet suchen wir nach dem Grundlegenden, das der gesamten Masse des Universums gemeinsam ist», sagte sie neulich in einem Interview.

Wenn Shikma Bressler vor der Menge steht und ihre Reden mehrfach über Lautsprecher und Bildschirme übertragen werden, kommt

ihr eine Fähigkeit zugute, die sie sich im Laufe ihrer Karriere als Top-Wissenschaftlerin angeeignet hat. Sie müsse in der Lage sein, vor Kollegen zu stehen, ihnen komplexe Sachverhalte zu erklären und sie zu überzeugen, dass sie einen erfolgversprechenden Ansatz verfolge.

Diese Kunst nutzt sie jetzt im Kampf gegen die angekündigte Justizreform. Seit vier Monaten holt sie zudem prominente Gegner des Justizumbaus auf die Bühne, darunter Banker, Techniker, Lehrer, Hightech-Unternehmer, Studenten, Kampfpilotinnen, ehemalige Richter und Sicherheitsoffiziere, die den Widerstand gegen die geplanten radikalen Änderungen des Regierungssystems unterstützen. In einem aussergewöhnlichen Akt des zivilen Ungehorsams haben sich sogar Hunderte von Militärreservisten, darunter Geheimdienstler und Piloten, geweigert zu trainieren.

Britisches Gewohnheitsrecht

Die hitzige Debatte über den künftigen Stellenwert der Justiz ist auch eine Folge der Unklarheit des israelischen Rechtssystems. Das Land hat keine geschriebene Verfassung. Stattdessen stützt das Oberste Gericht seine Entscheidungen auf das britische Gewohnheitsrecht, die Entwicklung israelischer Präzedenzfälle und eine Reihe von Grundgesetzen, die eine verfassungsähnliche Wirkung haben. Und schon skandiert die Menge «Wir brauchen eine Verfassung».

Beim Cern, wo sich Bressler einem langfristigen Projekt widmet, haben schon kleinste Abweichungen vom Standardmodell das Potenzial, später einmal sehr wichtig zu werden. Doch bei ihrem Einsatz in Israel drängt die Zeit, muss die drohende Gefahr rasch entschärft werden. Bereits stehen 150 parlamentarische Vorstösse an, die sich an Religionsgesetze anlehnen und den Obersten Gerichtshof schwächen sollen. Das alles will die Cern-Forscherin verhindern, nicht im Labor mit einem Modell, sondern auf der Strasse mit Hilfe der Masse: «Solange die Reform nicht auf Eis gelegt wird, wird die Protestbewegung nicht ruhen.»

SRG: Schwindler, Rosstäuscher, Gaukler

Kein anderes Unternehmen beschwindelt die Öffentlichkeit so ungeniert wie die öffentliche SRG.



Am Nachmittag verkündete SRG-Generaldirektor Gilles Marchand via Mail die Schreckensbotschaft an seine Mitarbeiter. Die Botschaft: Im Haus müssen 250 Vollstellen abgebaut und fünfzig Millionen Franken eingespart werden.

Am Abend dann verkündete SRG-Generaldirektor Gilles Marchand via «Tagesschau» die Schreckensbotschaft auch der Öffentlichkeit: Im Haus müssen 250 Vollstellen abgebaut und fünfzig Millionen Franken eingespart werden.

Das war im September 2020.

Heute wissen wir: Die damalige Schreckensbotschaft von Stellenabbau und Sparprogramm war ein reiner Schwindel.

Damals aber war es ein famoser PR-Coup für SRG-General Marchand und sein Unternehmen. Die SRG präsentierte sich als verantwortungsvolle Firma, die in schwierigen Zeiten auch vor harten Massnahmen nicht zurückschreckt.

«50 Millionen weniger, 250 Jobs weg. SRG zückt den Sparhammer!» titelte beeindruckt der *Blick*. «Kahlschlag. SRG setzt Rotstift an. 250 Vollzeitstellen werden abgebaut», titelten beeindruckt die Blätter der CH Media von *Aargauer Zeitung* bis *Luzerner Zeitung*.

Sparhammer? Kahlschlag? Alles Schwindel. Und vermutlich eine vorsätzliche Täuschung der Öffentlichkeit.

Gehen wir die Sache mathematisch an, zuerst bei den Mitarbeitern. 250 weniger sollten es werden.

Im Jahr 2020 zählte die SRG, auf Vollstellen umgerechnet, 5537 Angestellte. Beim angekündigten Abbau von 250 Stellen müssten es heute 5287 Stellen sein. In Wirklichkeit sind

es 5518, demnach nur eine rein zufällige und minimale Einsparung.

Im letzten Jahr ist die Zahl der SRG-Mitarbeiter sogar gestiegen. Auch die Lohnsumme, insgesamt 615 Millionen, liegt heute fünf Millionen höher als noch in 2020.

Nun ist der Personalaufwand weitaus der grösste Posten im SRG-Budget. Es ist damit jedem KV-Stift klar, dass die Reduktion der Gesamtausgaben ein reiner Bluff sein musste.

Gehen wir die Sache nun auch bei den Kosten mathematisch an. Fünfzig Millionen weniger sollten es werden.

Im Jahr 2020 lagen die Ausgaben von Schweizer Radio und Fernsehen bei 1,461 Milliarden Franken. Bei der angekündigten Kürzung um

Es ist jedem KV-Stift klar, dass die Reduktion der Gesamtausgaben ein reiner Bluff sein musste.

fünfzig Millionen müssten es heute 1,411 Milliarden sein. Tatsächlich aber machte der Aufwand im letzten Jahr 1,515 Milliarden aus.

Seit der theatralischen Ankündigung seiner Kostensenkung hat SRG-Generaldirektor Gilles Marchand die Ausgaben und die Lohnkosten seines Unternehmens also nicht reduziert, sondern um 54 Millionen Franken in die Höhe gefahren. Marchand ist damit exakt 104 Millionen Franken von seinem zugesicherten Sparziel entfernt.

Die SRG, kann man zusammenfassen, macht vorgegaukelte Versprechen, mit denen sie sich

einen propagandistischen Effekt beim Publikum wie in der Politik zu verschaffen sucht. Dann schlägt sie diese Versprechen ungerührt in den Wind. In den USA würde man den SRG-Topmanager, der mit solcher Rosstäuscherei agiert, wohl «Tricky Gilles» nennen.

Ich denke, Tricky Gilles hat schon bei seiner Spar-Show von 2020 gewusst, dass er die Öffentlichkeit an der Nase herumführen würde. Medienministerin war damals SRG-Loyalistin Simonetta Sommaruga. Von ihr, so wusste er genau, war keine Kritik zu erwarten, auch dann nicht, wenn er finanzielle Luftschlösser baute.

Ich bin kein grosser Moralist, aber ich halte diese Art der Betriebsführung für unseriös und unappetitlich. Die SRG ist nicht eine dubiose Aktiengesellschaft, die mit vorgespiegelten Geschäftsprognosen irgendwelche Privatinvestoren anzulocken versucht. Nein, die SRG ist ein Unternehmen, das von einer staatlich verordneten Gebühr der Bürger lebt. Wenn aber ein bürgerfinanziertes Unternehmen eine gezielte Irreführung der Öffentlichkeit betreibt, dann ist dies öffentliche Rosstäuscherei und öffentliche Gaukelei.

Ich glaube, SRG-Chef Marchand hat nun den Bogen überspannt. Der neue Medienminister Albert Rösti hat bereits klargemacht, dass er den heutigen Stil nicht mehr goutiert und er darum eine grundsätzliche Analyse der SRG und ihrer Finanzsituation wünscht.

Die SRG steht in keinem guten Licht. Zu viel Schwindelei, zu viel Rosstäuscherei, zu viel Gaukelei. Wie S, wie R, wie G.

Eine schrecklich nette Familie

Deutschland setzt bei der Klimawende auf eine Uralttechnologie, um Häuser zu heizen. Ideengeber sind Leute um Vizekanzler Habeck, die alle miteinander verwandt sind.

Oliver Stock

In Deutschland sind Wirtschaft und Klima Familiensache. Das geht manchmal schief, wie jetzt gerade: Im Ministerium des grünen Wirtschafts- und Klimaministers Robert Habeck sitzt mit Staatssekretär Patrick Graichen ein Mann mit viel Familiensinn. Er war vor seiner Zeit in Habecks Haus Chef der grünen Denkfabrik Agora Energiewende. Seine Schwester Verena Graichen ist stellvertretende Vorsitzende des Umweltverbandes Bund in Berlin und arbeitet als «Senior Researcherin» beim Öko-Institut, das das Ministerium in Klimafragen berät. Verena Graichens Mann wiederum ist ebenfalls Staatssekretär unter Habeck und heisst Michael Schäfer. Habeck ist übrigens der einzige Minister in der Regierung, der gleich sieben gutbezahlte Staatssekretäre braucht. Auch Patrick Graichens Bruder Jakob ist «Senior Researcher» beim Öko-Institut und hat zuletzt die Studie «Energie- und Klimaschutzprojektionen 2035/2050» mit verfasst – im Auftrag des Ministeriums.

Lobby-Studien vom Trauzeugen

All dies sorgt in der Behörde bereits unter dem Stichwort «Graichen-Clan» für Gesprächsstoff, wobei eine Sprecherin feststellt, dass an der Familienkonstruktion an sich nichts Verbotenes dran sei. Patrick Graichen dachte sich deswegen jüngst auch nichts dabei, die Familienbande auszubauen. Er liess einen guten Freund Chef der Deutschen Energie-Agentur (Dena) werden, die sich als Wegbereiterin der Energiewende der Bundesregierung sieht. Die Energie-Agentur teilte Anfang letzten Monats mit, Michael Schäfer zu ihrem neuen Co-Chef zu machen. Schäfer war zuvor unter anderem Mitglied der Geschäftsleitung des Naturschutzbundes Deutschland und sass für die Grünen im Berliner Abgeordnetenhaus. Warum die Energie-Agentur auf einmal zwei Chefs braucht, bleibt unklar. Klar ist aber, dass Schäfer Graichens Trauzeuge ist und der Staatssekretär in jener Kommission sass, die den neuen Kandidaten für den Spitzenposten auswählte.



Regelungswut und irrwitzige Ideen: Robert Habeck.

Klar ist auch: Alle drei grünen Lobbyorganisationen – Agora Energiewende, Deutsche Energie-Agentur und Öko-Institut – haben in den vergangenen Monaten mit Studien und Veranstaltungen dafür getrommelt, dass sich auf dem deutschen Heizungsmarkt Grundlegendes verändert. Statt mit Gas und Öl soll künftig mit der Uralttechnologie einer strombetriebenen Wärmepumpe das Haus geheizt werden. Das Zürcher Rathaus war 1938 das erste grössere Gebäude, das auf diese Technologie setzte. «Durchbruch für die Wärmepumpe» nennt sich eine Publikation der Agora Energiewende dazu.

Genau dieser Durchbruch vollzieht sich, seitdem der «Graichen-Clan» die Macht im Hause Habeck hat: Das Ministerium bereitet ein Gesetz vor, das Gasheizungen verbietet und so formuliert ist, dass fast nur Wärmepumpen als Alternative in Frage kommen. Es zwingt Hausbesitzer in den nächsten Jahren zur Umrüstung, koste es, was es wolle. In ihrer Regelungswut erzeugen die Graichens irrwitzige Ideen: So müssen Heizungsmonteur künftig nach dem Alter ihrer Auftraggeber fragen. Denn wer achtzig Jahre und älter ist, darf seine Gasheizung noch bis ans Lebensende behalten.

Unterm Strich entsteht für Handwerker und Heizungshersteller ein neuer Markt, den Experten in Deutschland mit etwa 75 Milliarden Euro beziffern. Schon jetzt stehen Kunden Schlange, und die Lieferzeiten für Wärmepumpen erinnern an die von Trabis in der ehemaligen DDR: Wer unter einem Jahr Liefer- und Einbauzeit eine bekommt, kann sich als Gewinner fühlen. Das Geschäft blüht, weswegen Habeck, die Graichens und auch Kanzler Olaf Scholz (SPD) in schwachen Augenblicken vom neuen deutschen Wirtschaftswunder träumen. Der Umbau der Energieversorgung solle Wohlstand für alle bringen, sagt der Kanzler und lässt Erinnerungen an Wachstumsraten wie in den fünfziger Jahren wach werden.

Die Wirtschaftsakteure allerdings lassen sich dann doch nicht so genau steuern, wie Graichen und Co. das geplant haben. Das wurde in der vergangenen Woche deutlich, als eines der grössten deutschen Familienunternehmen bekanntgab, dass es sein Kerngeschäft – ausgerechnet dasjenige mit den Heizungen – in die USA verkaufe. Viessmann, mehr als hundert Jahre alt, gross geworden mit Produkten, die in Millionen Kellern stehen und in ebenso vielen Häusern für Wärme sorgen, ein Unternehmen, das den Umbau von Öl- und Gasheizungen auf Wärmepumpen in Deutschland entscheidend voranbringen soll, eine Firma mit 14 500 Mitarbeitern und vier Milliarden Euro Umsatz, verkauft seine Heizungs- sparte an den etwa viermal grösseren US-Konzern Carrier Global für zwölf Milliarden Euro.

Die Begründung liegt in der Erkenntnis, dass die Deutschen zwar zu Hause ein Riese sind, im internationalen Vergleich aber ein Zwerg. Viessmann sieht einen harten Konkurrenzkampf auf sich zukommen, an dessen Ende möglicherweise nicht mehr viel zu verkaufen sein könnte. Ausserdem zieht der 34-jährige Max Viessmann in den Aufsichtsrat des US-Konzerns ein. Carrier Global wiederum verschafft sich jetzt einen grossen Anteil im deutschen Wärmepumpenmarkt.

Industrie verzweifelt

Das von den Grünen entworfene Energiewende-Wirtschaftswunder – es bröckelt mit dem Viessmann-Verkauf jedoch weiter vor sich hin: Der erste Stein fiel heraus, als die deutsche Solarindustrie nach Auslaufen der Förderung zusammenbrach und der chinesischen weichen musste. Der zweite Stein überstand den Sturm des Wettbewerbs nicht, als auch der letzte Windanlagenhersteller seine Produktion in Deutschland dichtmachte und sich in den bezüglich Arbeitskosten günstigeren Osten verzog. Pure Verzweiflung herrscht längst bei den Automobilzulieferern, die wegen des Verbrennerverbots

«Die Grünen sind der politische Arm internationaler Finanzakteure», schimpft AfD-Politikerin von Storch.

keine Kolben, keine Kühler und keine Benzinpumpen mehr herstellen. Und nun sieht es ganz so aus, als wiederhole sich das Trauerspiel bei den Heizungsbauern. Scholz, Habeck, Graichen und Co. schlagen hart auf dem Boden wirtschaftlicher Tatsachen auf, in diesem Fall global agierender Konzerne. Sie müssen erkennen: Nationale Wirtschaftswunder sind in nicht allzu grossen Staaten wie Deutschland selten.

Zu viel Familiensinn im Ministerium, zu wenig beim Familienunternehmen Viessmann – die Opposition verdiente ihren Namen nicht, wenn sie das nicht auf den Plan rief. Allerdings geht auch das manchmal schief. So schritt eine der AfD-Galionsfiguren, Beatrix von Storch,

in der vergangenen Woche ans Rednerpult im Bundestag und hielt eine schwungvolle Rede über die Verstrickungen der Graichen-Familie und grüner Lobbyorganisationen mit den Milliarden dieser Welt, was in sozialen Medien ruck, zuck die Runde machte.

Einer dieser Milliardäre ist Chris Hohn, ein britischer Investmentbanker, dessen Spezialität es ist, als störrischer Grossaktionär Unternehmen auf mehr Rendite zu trimmen. Manche Vorstände hassen ihn dafür, manche Aktionäre lieben ihn. Seinen Hedge-Fund nennt er The Children's Investment Fund, weil er mit dem Geld, das er da verdient, auch Waisenkinder in Afrika und Klimalobbyisten unterstützt. Tatsächlich landet möglicherweise um drei Ecken ein Minitteil des hohnschen Vermögens bei der Agora Energiewende. Ein anderer dieser Milliardäre ist Larry Fink, Gründer des grössten Vermögensverwalters der Welt mit Namen Blackrock.

Das Geld von Blackrock steckt auch im Viessmann-Käufer Carrier Global, worin von Storch einen weiteren Beleg dafür sieht, dass sich Milliardäre jetzt mit grüner Hilfe auch den deutschen Mittelstand unter den Nagel reissen. «Die Grünen sind der politische Arm internationaler Finanzakteure», schimpft die AfD-Politikerin. Was sie nicht wahrhaben will: Allein Blackrock ist direkt in 33 der 40 Dax-Konzerne, also der deutschen Topbörsenwerte, investiert. Das haben die Amerikaner ganz ohne Hilfe der Grünen geschafft. In Wahrheit gehört weder investigative Recherche noch besonders viel Mathematik dazu, um sich auszurechnen: Wenn es so ist, wie es ist, dass nämlich ziemlich genau die Hälfte des weltweiten Vermögens in den Händen von gut einem Prozent der Weltbevölkerung liegt, ist die Wahrscheinlichkeit, dass einige Milliardäre bei Milliardengeschäften ihre Finger im Spiel haben, recht gross.

Habeck hat angesichts des angerichteten Durcheinanders seine Beamten inzwischen um Prüfung der Vorgänge gebeten. Im Fall Viessmann kommt dabei ziemlich sicher heraus, dass der Fabrikant aus Unternehmersicht alles richtig gemacht hat. Im Fall Graichen liegt das Ergebnis bereits vor: «Es könnte der Anschein einer möglichen Befangenheit entstanden sein», heisst es aus dem Ministerium. Zumindest in diesem Punkt hat Habeck mal ins Schwarze getroffen.



Pierre Maudets grandioses Comeback

Dass ein Politiker nach einer Bestechungsaffäre aus seiner Partei ausgeschlossen wird und zurücktritt wie Pierre Maudet (früher FDP), dann sofort für die eigene Nachfolge kandidiert, seinen Sitz an eine Grüne verliert, aber nun mit einer neuen Partei diesen Sitz nach zwei Jahren wieder zurückholt – das ist in der Schweizer Politik beipiello.

Aber Maudet war schon immer ein politisches Wunderkind, bis er als Bundesrats-



Das Volk verzeiht seinen Helden: Staatsrat Maudet.

kandidat gegen Ignazio Cassis scheiterte und ihn die Vergangenheit in Form der sogenannten Abu-Dhabi-Affäre einholte. Der Magistrat war 2015 auf Einladung an ein Formel-1-Rennen nach Abu Dhabi gereist, wurde deswegen der Vorteilsnahme beschuldigt und später auch verurteilt.

Jetzt ist er zurück und beschert dabei den Grünen eine weitere Niederlage, indem er einen ihrer zwei Sitze erobert. Das ist bitter, besonders für seinen grossen Gegner in der Regierung, den Grünen Antonio Hodgers, der ihm seinerzeit mehr oder weniger öffentlich zum Rücktritt geraten hatte. Wegen Maudet verlieren nun Linke und Grüne die Mehrheit im Genfer Staatsrat.

Das Volk verzeiht seinen Helden und ist oft grosszügiger im Vergessen von Fehlritten als die Medien und das politische Establishment. Das weiss man nicht erst seit der Wiederwahl Maudets.

Hubert Mooser

Fall einer Wunderfrau

Dreizehn Jahre sass die Harvard-Professorin Iris Bohnet im Verwaltungsrat der Credit Suisse. Welche Verantwortung trägt die Gender-Ökonomin am Untergang der Grossbank?

Christoph Mörgeli



logie und doktorierte am renommierten Zürcher Lehrstuhl von Bruno S. Frey.

Zielstrebig und ehrgeizig suchte sie ihr Glück in den USA und erreichte schon mit 32 Jahren den Titel einer Assistenzprofessorin an der Harvard-Universität in Boston. 2006 wurde Bohnet ordentliche Professorin, 2011 für drei Jahre Dekanin. Heute amtiert sie als Co-Direktorin des «Women and Public Policy Program» der Harvard Kennedy School, einer Elite-Ausbildungsstätte für künftige Staatsoberhäupter, Politiker, Diplomaten und Spitzenbeamte. Ihr weibliches Geschlecht wirkte zweifellos karrierebeschleunigend – umso mehr, als sie das Gender-Bias zu ihrem Lebensthema machte, nämlich die unbewussten Vorurteile gegenüber Geschlechtern und deren Überwindung.

Frauenförderung und Diversity

Die erste Ordinaria aus der Schweiz an der Harvard University wurde auch hierzulande medial gross gefeiert. Bohnet trat in der SRF-«Sternstunde Philosophie» ebenso auf wie im *Style*, in der *Schweizer Illustrierten* ebenso wie im *Migros-Magazin*. In der *Annabelle* verkündete sie – ein weiblicher Moses – «Die zehn Gebote der Iris Bohnet». Sie war sowohl «die Spitzenfrau» (*NZZ am Sonntag*) wie auch eine «Star-Ökonomin» (*NZZ-Magazin*) sowie «Wonder Woman» (Tamedia), jedenfalls Absolventin einer «Bilderbuch-Karriere» (CH Media). Sogar die TV-Ökonomin Patrizia Laeri bezeichnet Bohnet als ihr grosses Vorbild. Und Urs Rohner, damals neuer Präsident der Credit Suisse, holte sie in seinen Verwaltungsrat, worauf der *Tages-Anzeiger* jubelte: «Die CS soll weiblicher werden».

2019 entsetzte sich die Internetexpertin Muriel Staub, dass Frauen im Allgemeinen in Wikipedia-Einträgen unterrepräsentiert seien und Iris Bohnet im Speziellen keinen Eintrag habe. Das hat sich inzwischen geändert, doch der Text dürfte die Porträtierte wenig freuen. Bohnet habe, steht da, «als am längsten amtierende Verwaltungsrätin massgeblich Mitverantwortung für die Fehlentwicklungen, die 2023 zum Untergang der Credit Suisse führten». Unter dem Einfluss der Expertin für Anreizstrukturen habe der

Ungeahnte Höhen: Zeitgeist-Botschafterin Bohnet.

Es waren wohl die ungemütlichsten Stunden im bisherigen Leben von Iris Bohnet. Die Professorin für Verhaltensökonomie an der Harvard Kennedy School, Verwaltungsrätin der Credit Suisse seit 2012, musste sich an der letzten Generalversammlung der ruinierten Traditionsbank etliches anhören. Ein Luzerner Kantonskollege, der sein ganzes Berufsleben für die CS gearbeitet hat, sprach sie an der Versammlung direkt an: «Übernehme Verantwortung für das, was du tust oder unterlässt.» Auch wurde Bohnet vorgerechnet, dass sie als CS-Verwaltungsrätin mehrere Millionen Franken eingesteckt habe – und eine sol-

che Summe sei ihre Gesamtleistung bei weitem nicht wert.

«Die zehn Gebote»

Dabei hätte es der Zeitgeist nicht besser mit ihr meinen können. Die 56-jährige Iris Bohnet – ehemals Vize-Schweizer-Meisterin im Synchronschwimmen – nutzte die Welle, die Frauen in ungeahnte Höhen trägt. Aufgewachsen ist die Tochter deutscher Eltern in Emmen. Sie demonstrierte in jungen Jahren gegen die Apartheid in Südafrika und fand wohl schon damals zu ihrem Lebensthema: Gerechtigkeit. Iris Bohnet studierte Wirtschaft, Geschichte und Polito-

vierköpfige Vergütungsausschuss zugelassen, dass die Grossbank seit 2013 nicht mehr nur nach objektiven Kriterien, sondern auch nach subjektivem Ermessen entschied. So kam es zu einem starken Anstieg der Boni, unter anderem von einigen hundert Material Risk Takers und Controllern, speziell im Problembereich des US-Investmentbankings – und dies selbst in den Jahren von Milliardenverlusten der CS.

Glücklos agierte Iris Bohnet auch als Mitglied des Nachhaltigkeitsausschusses. Dieser sah vor, dass die CS einerseits innert zehn Jahren mindestens 300 Milliarden Franken an «nachhaltiger Finanzierung» bereitstellen, andererseits aus Öl- und Gasprojekten aussteigen sollte. Doch der Bereich «Sustainability, Research & Investment Solutions» platzte, Lydie Hudson musste als zuständiges Konzernleitungsmitglied die Credit Suisse Ende 2021 verlassen. Auch förderte Verwaltungsrätin Bohnet nach Kräften Lara J. Warner, eine Absolventin ihres «Women and Public Policy Program» in Harvard. Diese wurde 2019 Chief Compliance and Regulatory

Der fulminant gescheiterte Verwaltungsrat umfasste eine Mehrheit von sieben Frauen.

Affairs Officer, scheiterte aber an dieser Aufgabe und zeichnet operativ verantwortlich für sämtliche CS-Skandale der letzten Jahre.

Statt Risiken zu minimieren und den Unternehmenswert zu steigern, setzten Credit Suisse und Professorin Bohnet auf Gender-Fragen, Frauenförderung und Diversity. Der fulminant gescheiterte Verwaltungsrat umfasste eine Mehrheit von sieben Frauen. Für Bohnet war es besonders wichtig, dass Vorstellungsgespräche hinter einem Vorhang stattfinden. Dank ihrer Einflussnahme prüfte die CS «die Möglichkeit, Lebensläufe im Bewerbungsprozess zu anonymisieren, um der Problematik der «unbewussten Denkmuster» entgegenzuwirken». Iris Bohnet nahm gegenüber der *Weltwoche* keine Stellung.

Ihre Söhne sind gute Feministen

Bei der letzten Bestätigungswahl des CS-Verwaltungsrates erhielt Bohnet gerade noch 51,8 Prozent der Stimmen. Der norwegische Staatsfonds wollte sie abwählen, die Anlagestiftung Ethos wünschte die ganze «alte Garde» ins Pfefferland. Mehr Glück als im Verwaltungsrat der Credit Suisse hat die Emmenerin in Harvard mit ihrem Familienleben. Ihr Ehemann, eine Liebe seit gemeinsamen Studienzeiten in Zürich, arbeitet als Anwalt in den USA und erfreut sie zu Weihnachten jeweils mit einem Fotobuch zur Dokumentation des vergangenen Jahres. Und mit den beiden Teenagern kommt offenbar auch alles gut. Jedenfalls verkündete Iris Bohnet in den Schweizer Medien: «Meine Söhne sind gute Feministen.»

Intellektuelles Paralleluniversum

Die *Wiener Zeitung*, die älteste Zeitung der Welt, macht dicht. Sie wird ihren Autoren mehr fehlen als ihren Lesern.

Michael Fleischhacker

Am 30. Juni dieses Jahres wird die älteste Zeitung der Welt zum letzten Mal erscheinen. Die *Wiener Zeitung* wurde 1703 gegründet, erschien zunächst unter dem Titel *Wienerisches Diarium*, 1720 korrigierte man auf *Wienerisches Diarium*, die Umbenennung in *Wiener Zeitung* erfolgte 1780, als Joseph II., das schärfste Schwert des aufgeklärten Absolutismus, die alleinige Regentschaft von seiner Mutter Maria Theresia übernahm.

Erstmals unter Druck kam das Blatt im Vormärz unter dem legendären Zensur- und Spitzelvirtuosen Klemens Wenzel Lothar Fürst von Metternich, dem schärfsten Schwert der Restauration. Aber das Blatt, seit den 1720er Jahren im Besitz der Familie van Ghelen, überlebte, und es überstand trotz seiner fortschrittlichen Haltung nicht nur den Vormärz, sondern sogar das Revolutionsjahr 1848. Ein gutes Jahrzehnt später wurde es dem Wiener Hof doch zu bunt, 1857 wurde die *Wiener Zeitung* verstaatlicht, und das bleibt sie noch bis zum 30. Juni 2023, was bedeutet, dass an der Zeitung immer besonders

deutlich die grossen politischen Entwicklungen der Zeit abzulesen waren, namentlich das Ende der Habsburgermonarchie 1918, der Anschluss der ersten österreichischen Republik an Nazi-Deutschland im März 1938 – von 1940 bis September 1945 war die *Wiener Zeitung* eingestellt – und die Wiedererrichtung der Republik nach dem Ende des Naziregimes.

Archiv als Weltkulturerbe

Schon rund um die Revolution 1848 hatten die Zeitungsverantwortlichen begonnen, sich eine Art stabiles intellektuell-kulturelles Paralleluniversum zu schaffen, indem sie der Feuilleton-Berichterstattung ein besonderes Gewicht verliehen. Das ist bis heute so geblieben, was zum Teil erklärt, dass der Protest gegen die Einstellung der *Wiener Zeitung* im kulturellen Milieu besonders stark ausfällt. Die *Wiener Zeitung* wird ihren Autoren mehr fehlen als ihren Abonnenten, von denen es zuletzt ungefähr 6000 gab.

Wirtschaftlicher Grund für das Ende der *Wiener Zeitung* ist das Ende der sogenannten Pflichtveröffentlichungen im «Amtsblatt» der *Wiener Zeitung*: Österreichische Unternehmen mussten ihre Jahresabschlüsse gegen Bezahlung in der Zeitung des Staates veröffentlichen, was die Kosten für den Betrieb der Tageszeitung abdeckte. Während nun die einen sagen, dass es abgesehen von den Pflichtveröffentlichungen, die das Blatt finanzierten, per se nicht zeitgemäss, eher sogar absurd sei, dass der Staat eine gedruckte Zeitung besitzt, sehen die anderen einen Angriff der Regierung auf die Medienvielfalt und damit einen Schritt in Richtung «Orbanisierung» Österreichs, die man vor allem dem früheren Bundeskanzler Sebastian Kurz unterstellte. Dessen erste Regierung hatte seinerzeit den Startschuss zur Abwicklung der *Wiener Zeitung* gegeben.

Das Archiv der *Wiener Zeitung* ist seit 2016 Teil des Unesco-Weltkulturerbes, und es gab bedeutende Publizisten im Land, die forderten, die Zeitung selbst als Weltkulturerbe zu deklarieren und so die Finanzierung ihres Betriebes auf ewig zu gewährleisten. Spätestens da könnte einem aufgefallen sein, dass diese Debatte mit der Wirklichkeit nur am Rand zu tun hat.



Später wurde es dem Hof doch zu bunt: erste Druckerei am Lugeck in Wien.

Aussenministers Meineid

Antony Blinken sicherte seinem Chef Joe Biden mit einem Komplott die Wahl zum US-Präsidenten. Zur Verschleierung seiner Machenschaften hat er vor dem Senat die Unwahrheit gesagt.

Urs Gehriger

Seit zwei Jahrzehnten gehört er zu Joe Bidens eingeschworenem Zirkel. Seit zwei Jahren drückt er Amerikas Aussenpolitik den Stempel auf: Antony Blinken, sanftzüngiger *consigliere* auf leisen Sohlen, operiert unzögerlich mit schmutzigen Tricks, wenn er seines Dienstherrn Macht akut bedroht sieht. Um seine Spur zu verwischen, greife er auch zur Lüge, selbst unter Eid, wird ihm nun vorgeworfen.

Blinken hat in der heissen Phase des US-Präsidentenwahlkampfes 2020 folgenreich interveniert. Als Joe Biden kurz vor dem Wahltag durch die Veröffentlichung geheimer E-Mails aus einem Laptop seines Sohnes Hunter unmittelbar Gefahr drohte, setzte Blinken sich als Strippenzieher eines Komplotts in Szene. Der ehemalige CIA-Chef Michael Morell gestand jüngst vor dem Justizausschuss des Kongresses, dass Blinken den ominösen «offenen Brief» in Auftrag gegeben habe, in dem 51 ehemalige hochrangige Geheimdienstler den Inhalt des Laptops als «russische Propaganda» diffamierten (*Weltwoche* Nr. 17/23).

Vertrauliche Kooperation

In Wirklichkeit sind die Dokumente aus dem Laptop zu 100 Prozent authentisch, wie forensische Untersuchungen bestätigen. Der «offene Brief» gab den Medien den Vorwand, nicht über die zahlreichen korrupten Geschäfte zu berichten, mit welchen der Biden-Clan Dutzende Millionen Dollar kassierte. Mit seiner Aktion trug Blinken tatkräftig dazu bei, dass Joe Biden unbeschadet ins Weisse Haus gewählt wurde. Ein Sechstel der Biden-Wähler gab in einer Umfrage an, sie hätten nicht für diesen Kandidaten gestimmt, wären sie umfassend informiert gewesen.

Am letzten Wochenende wurde Blinken nun vorgeworfen, er habe zur Verschleierung seiner Aktion «dreist gelogen». Der Vorwurf stammt von Senator Ron Johnson aus Wisconsin, Vorsitzender des Finanzausschusses und des Ausschusses für innere Sicherheit und Regierungsangelegenheiten. Im Dezember 2020 wurde der frisch designierte Aussenminister Blinken



«Hast du nächste Woche ein paar Minuten Zeit für eine Tasse Kaffee?»: Mastermind Blinken.

vom US-Senat zu einem Hearing aufgeboten. Dort wurde er mit dem Hunter-Biden-Laptop konfrontiert. Nach seinem Verhältnis zum Präsidentensohn gefragt, mimte er den Unwissenden. Unter Eid erklärte Blinken, so Johnson in einem Interview mit Fox News, «er habe nie eine E-Mail an Hunter Biden geschickt. Ich vermute, dass er noch einen Haufen anderer Lügen erzählt hat.»

Tatsächlich belegen E-Mails aus Hunter Bidens Laptop, dass Blinken mit Hunter Biden seit 2010 Kontakt pflegte, zuerst in der Funktion als

Hunter wurde diskret ins Gebäude eingeschleust und musste sich nicht in das offizielle Register eintragen.

stellvertretender nationaler Sicherheitsberater und später als stellvertretender Aussenminister. Die *New York Post* hat in den letzten Tagen entsprechende Dokumente publik gemacht. Die *Weltwoche*, welche über den Inhalt des Laptops verfügt, hat in einer eigenen Recherche die zitierten Dokumente gesichtet und weitere Belege für Blinkens vertrauliche Kooperation mit Hunter Biden gefunden.

So versuchte Hunter Biden in einer E-Mail vom 22. Mai 2015, ein Treffen mit Blinken zu vereinbaren, um beim damaligen stellvertretenden Aussenminister in einigen Fragen dessen Ratsschlag einzuholen. «Hast du nächste Woche ein paar Minuten Zeit für eine Tasse Kaffee?», fragte Hunter. «Ich weiss, dass du unglaublich viel zu tun hast, aber ich würde dich gerne in ein paar Dingen um Rat fragen.»

«Auf jeden Fall», antwortete Blinken umgehend vom andern Ende der Welt. «Ich lande gerade in Tokio auf dem Rückflug von Burma nach DC. Ich werde ab Dienstag im Büro sein. Linda [Blinkens damalige Assistentin, Linda Landers; d. Red.] liest in Kopie, um einen passenden Zeitpunkt zu finden. Ich freue mich darauf, dich zu sehen. Tony.»

Es folgt eine Reihe von E-Mails, um das Treffen mit Blinken zu organisieren. Hunter wird angewiesen, er solle durch den «diplomatischen Eingang des Aussenministeriums» eintreten, «wo Kenny Matthews auf Sie wartet, um Sie in Tonys Büro zu begleiten», ist aus der elektronischen Agenda zu entnehmen, die auf dem Laptop zu finden ist. Hunter wurde also diskret ins Gebäude eingeschleust und musste sich nicht in das offizielle Register eintragen.

Das Treffen findet am 22. Juli 2015 statt. Über den Inhalt des Gesprächs ist nichts verbrieft, doch offenbar verlief es zur allgemeinen Zufriedenheit. Unmittelbar danach schickte Blinken eine E-Mail an Hunter. «Schön, dich zu sehen und mich mit dir auszutauschen.»

Die Dringlichkeit, mit der Hunter das Treffen mit Blinken anstrebte, legt nahe, dass es sich um seine Geschäfte in der Ukraine drehte. Im Frühling 2015 nimmt der frisch eingesetzte Staatsanwalt der Ukraine, Wiktor Schokin, die Firma Burisma Holdings ins Visier, ein hochkorruptes Unternehmen, in dem Hunter Biden – ebenso wie sein engster Businesspartner Devon Archer – im Verwaltungsrat Einsitz hat. Burisma holte Hunter im Frühling 2014 an Bord, kurz nachdem sein Vater Joe Biden von US-Präsident Obama zum Sonderemissär für die Ukraine bestimmt worden war.

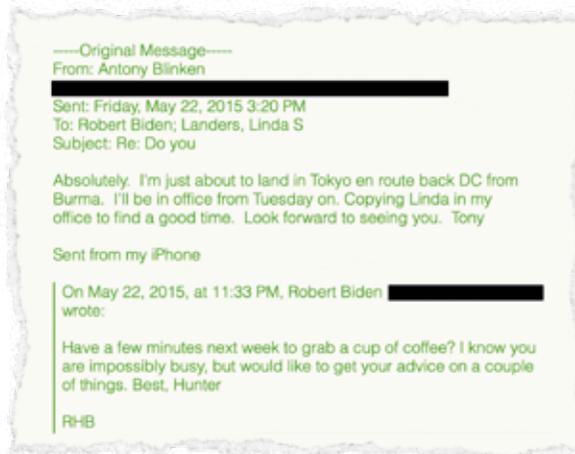
Für den lockeren Job im Burisma-Verwaltungsrat kassierte Hunter monatlich traumhafte 83 000 Dollar. Und dies, obwohl er keinen Deut vom Gasgeschäft verstand. Dies spielte für Burisma offensichtlich keine Rolle. Entscheidend war allein, dass Hunter der Sohn des US-Vizepräsidenten war. Was sich für Burisma bald auszahlen sollte.

«Ich würde es tun»

Knapp ein Jahr nach dem Treffen mit Blinken wird Joe Biden in der Ukraine intervenieren. Er stellt Präsident Petro Poroschenko ultimativ vor die Wahl: Entweder er entlässt den Staatsanwalt oder die US-Finanzhilfen im Umfang von einer Milliarde Dollar werden blockiert. Poroschenko pariert und versenkt Schokin im Orkus. Und Biden prahlt später: «Ich schaute sie an und sagte: <Ich gehe in sechs Stunden: Wenn der Staatsanwalt nicht gefeuert wird, bekommt ihr das Geld nicht.> Tja, der Hurensohn. Er wurde gefeuert.»

Hunters Tête-à-Tête mit Blinken im Juli 2015 war nicht sein einziger Kontakt mit dem Spitzenpolitiker. Die beiden haben während Jahren ein vertrauliches Verhältnis gepflegt, wie E-Mails aus dem Laptop belegen. Als Mittelsperson fungiert Blinkens Ehefrau Evan Ryan, die hohe Posten in der Obama-Regierung bekleidet. Sie vermittelt Treffen in Washington und New York, verschafft Hunter und seinen Geschäftskollegen Einlass zu einem mexikanischen Staatsdinner. Und sie hilft Hunter dabei, die Kommunikation in diskrete Bahnen zu lenken.

Am 16. Juni 2010 bittet Hunter Blinkens Ehefrau Evan, damals Kabinettssekretärin des Weissen Hauses, um Blinkens private E-Mail-Adresse. «Kann ich Tonis nichtstaatliche Mail-Adresse bekommen?» fragt Hunter. «Ich möchte ihm etwas schicken. Danke.» Auf diese Weise wurden die offiziellen Pflichten von Blinkens Job und private Interessen vermischt.



Tête-à-Tête mit Blinken: E-Mail vom 22. Mai 2015.

Anfang 2019 dreht der Wind, wie eine E-Mail von Hunter Bidens ältester Tochter Naomi zeigt. Naomi studiert an der Columbia Law School und möchte am Boao-Forum teilnehmen, einem Treffen 25 asiatischer Staaten nach dem Vorbild des Weltwirtschaftsforums in Davos, das im April 2019 in Hainan, China, stattfindet.

Frank Plantan Jr., ein emeritierter Universitätsdozent und guter Bekannter der Bidens, ermuntert Naomi, ans «asiatische Davos» zu reisen und dort ihren Familiennamen zu nutzen. «Man fliegt Sie in der Business Class und sorgt natürlich für Ihre Unterbringung und Verpflegung und versucht gerne, Treffen oder Einführungen für Sie dort oder in anderen Bereichen in China zu arrangieren», schreibt Plantan an Naomi in einer auf dem Laptop gespeicherten Nachricht. «Ich glaube nicht, dass es Sie überraschen wird, dass sie sich aufgrund Ihres Familiennamens für Sie interessieren. Ich würde ihnen das nicht übelnehmen – das ist wirklich die chinesische Art», fügt Plantan hinzu.

Die unbekümmerte Aufforderung des Professors überrascht nicht. In der Familie Biden hat man sich seit Jahren auf das Abkassieren durch Ausnutzung des Familiennamens und von Macht spezialisiert. Hunter Biden ist von einigen der mächtigsten Geschäftsleute in China mit offenen Armen empfangen worden und hat sich mit mehreren Millionen Dollar bereichert,



wie die *Washington Post* berichtete, die sonst gerne einen weiten Bogen um die korrupten Geschäfte der Bidens macht.

«Ich würde es tun», ermuntert Hunter Biden seine Tochter zur Reise nach China. Die Veranstaltung schein «lohnenswert, etwas, wovon du profitieren kannst», schrieb er in einer Text-Message an Naomi. Auch Grossvater Joe gibt anfänglich grünes Licht und nennt die Teilnahme am «China-WEF» eine «grossartige Gelegenheit», wie Naomi in einer Mail festhält.

Doch plötzlich wird die Notbremse gezogen. In einem Absagebrief an Professor Plantan, den sie ihrem Vater Hunter zur Ansicht schickt, schreibt Naomi: «Auf Anraten seiner Mitarbeiter bat mein Pop [Joe Biden] mich, dem Boao-Forum respektvoll mitzuteilen, dass ich nicht teilnehmen könne.»

Wiederum spielt Blinken eine Schlüsselrolle. «Ich glaube, Sie haben letzte Woche mit Tony Blinken deswegen telefoniert», schreibt Naomi an den Professor. Joe Biden steht kurz davor, ins

Über die Enthüllungen von Blinkens Kabale haben die meisten Medien in den USA nur am Rand berichtet.

Rennen um das Weisse Haus einzusteigen. Als Bidens Wahlkampfberater will Blinken den Ball flachhalten. Eine Netzwerk-Gala in China mit dem Grosstöchterchen just in der Phase, da sein Chef – und er selbst – nach den politischen Sternen greift, ist nicht opportun. Rasch versucht man, Altlasten des Biden-Clans zu entsorgen. Kurz bevor Biden am 25. April 2019 seine Kandidatur bekanntgibt, tritt Hunter aus dem Vorstand der ukrainischen Gasfirma zurück. Er hatte bis zu diesem Zeitpunkt bei Burisma vier Millionen Dollar eingesteckt.

Korrupte Geschäfte

Über die Enthüllungen von Antony Blinkens Kabale und die Lügenvorwürfe haben die meisten Medien in den USA nur am Rand berichtet. In der Schweiz hat kein einziges Medium – ausser der *Weltwoche* – die eidesstattlich aufgezeichneten Vorwürfe des ehemaligen CIA-Chefs gegen Blinken aufgegriffen. Dies ist umso bemerkenswerter, als dass es um Wahlmanipulation, Diffamierung des politischen Gegners durch gezieltes Streuen von Fake News sowie um die Verschleierung von korrupten Geschäften der Familie Biden geht – alles Tatbestände, die für eine sofortige Absetzung des Aussenministers ausreichen.

In den USA lassen die Republikaner, welche im Repräsentantenhaus seit letztem November die Mehrheit stellen, indes nicht locker. Der Justizausschuss hat Blinken bis zum 4. Mai Zeit gegeben, zu den Anschuldigungen Stellung zu nehmen.

Seitensprung ins Abseits

Der bürgerliche Basler Ständeratskandidat Balz Herter ist erstaunlich empfänglich für linke Ideen. Jetzt wird bekannt: Er ist mit SP-Präsidentin Jessica Brandenburger liiert.

Thomas Renggli

Rot und Blau sind die Basler Farben – zumindest im lokalen Fussballklub. Sie wurden bei der Vereinsgründung 1893 dem Basler Ruder-Club entlehnt. Wer in Basel aber politisch mitreden will, setzt eher auf Rot-Grün. Obwohl in den Regierungsratswahlen 2020 die linke Mehrheit geknackt wurde, gilt der Stadtkanton am Rhein noch immer als Epizentrum des rot-grünen Gedankenguts.

Dezenter Gesinnungswandel

Bei der Standesvertretung in Bern soll damit nun aber Schluss sein. Die Mitte-Partei manövriert Balz Herter, Präsident der Kantonalpartei, in Position und bläst zur Attacke auf SP-Frau und Fast-Bundesrätin Eva Herzog. Die promovierte Historikerin sitzt seit 2019 in der kleinen Kammer und geniesst parteiübergreifend Respekt und Akzeptanz. Doch die Kandidatur von



«Bodenständiger Beizentyp»: Mitte-Politiker Herter.

Herter könnte ihr durchaus gefährlich werden. Im bürgerlichen Lager haben FDP und Grünliberale ihre Unterstützung zugesagt.

Herter auf jeden Fall sieht seine Chancen intakt. In einem Interview mit der *bz Basel* sagte er vor einigen Tagen: «Bei den Grossratswahlen 2020 erzielte ich am zweitmeisten Panaschierstimmen. Ich kann also über die Parteigrenzen hinaus mobilisieren. Ganz sicher ist das keine Spasskandidatur.» Eva Herzog sei das klassische Ex-Regierungsmitglied, das im Ständerat die politische Karriere verlängere. «Mein Ansatz ist ein anderer. Ich bin näher an der Basis als Herzog. Ich bin ein junger, volksnaher Typ, der mit Lust und Empathie politisiert.»

Diesen Worten liegt eine gewisse Unerschrockenheit zugrunde. Letztlich befindet sich der Basler Ständeratssitz seit 1967 ununterbrochen in den Händen der Sozialdemokraten. Auf die Frage, weshalb ausgerechnet jetzt der Moment des Wandels gekommen sei, sagt Herter selbstbewusst: «Die politische Mitte ist in den vergangenen Jahren stärker geworden. Ich baue darauf, dass ich als Vertreter des bürgerlichen Parteibereichs ein breites Spektrum abdecken und bis ins linke Lager Stimmen holen kann.» Seine Partei, so Herter weiter, sei in Basel zwar eher klein – doch in einer Majorzwahl mit nur einem zu vergebenden Sitz könne es Sinn machen, dass diese Partei den Kandidaten stelle. Und schliesslich habe die Mitte bei den letzten Grossrats- sowie bei den Riehener Einwohnerratswahlen zugelegt.

So weit das nachvollziehbare politische Planspiel. Doch seit einigen Tagen befindet sich der Wahlkampf in Basel-Stadt irgendwo zwischen deutscher Vorabend-Seifenoper und Trivial-Dramaturgie à la «Denver-Clan». Balz Herter, 39-jährig, bei Roche in der Kommunikationsabteilung beschäftigt und von der Lokalpresse schon als «bodenständiger Beizentyp» beschrieben, hat sich mit der politischen Konkurrenz ins Bett gelegt – im wahrsten Sinne des Wortes. Dieser Tage wurde bekannt, dass er seine Ehefrau verlassen hat und in einer Beziehung mit Jessica Brandenburger, der Co-Präsidentin der SP Basel, lebt. Diese Liaison lie-

fert auch die Erklärung für Herters dezenten politischen Gesinnungswandel. Mitglieder des Basler Grossen Rats wollen festgestellt haben, dass der Mitte-Mann seit rund sechs Monaten eine bemerkenswerte Empfänglichkeit für SP-Voten gezeigt hat.

So schön die Frühlingsgefühle für Herter auch sein mögen, so sehr verkomplizieren sie seine politischen Ambitionen. In bürgerlichen Kreisen hat er sich durch seinen Partnerinnentausch faktisch unwählbar gemacht. Die Partei-

Gäbe es Stimmen für Naivität und Unbedarftheit, wäre Herter schon gewählt.

leitungen von Mitte, FDP und GLP machen zwar gute Miene zum amourösen Spiel und stellen sich auf den Standpunkt, dass Privates von Politischem zu trennen sei. Ob aber die Stimmbevölkerung die Lage ebenso entspannt einschätzt, steht auf einem anderen Blatt geschrieben.

Jessica Brandenburger, die als Wahlkampfleiterin für Eva Herzog vorgesehen gewesen wäre, hat schon mal die Konsequenzen gezogen und dieses Amt niedergelegt. Dies sei für alle einfacher: «Für mich, für die Beziehung und für alle Parteien.» Die SP-Frau legt aber Wert auf die Feststellung, dass dieser Rückzug präventiv vollzogen wurde. Niemand wolle schliesslich, dass Fragen im Raum stehenbleiben.

Privatsache oder nicht?

Herter seinerseits stellt sich auf den Standpunkt, dass eine Beziehung Privatsache sei. Bis vor kurzem hätte er nicht gedacht, dass sich irgendjemand wirklich dafür interessiere. Dass dies jetzt dennoch zum Thema werde, stehe klar im Zusammenhang mit seiner Kandidatur für den Ständerat.

Privatsache oder nicht? Gäbe es Stimmen für Naivität und Unbedarftheit, wäre Herter schon gewählt. So aber dürften sich seine Ständeratsambitionen noch vor dem echten Wahlkampfstart in Luft auflösen.

Der Fall Mohammad Ali G.

Baerbocks Anliegen scheint zu sein, weitere Migranten in die Bundesrepublik zu schleusen.



Wer über den Ärmelkanal einreist, muss künftig mit Internierung, Abschiebung nach Ruanda und einer lebenslangen Einreisesperre rechnen. So will es ein neues Gesetz in Grossbritannien, das jüngst vom Unterhaus beschlossen wurde.

Während nach Dänemark und Schweden nun also auch Grossbritannien alles dafür tut, um Migranten von der Einreise abzuschrecken, gelingt es den regierenden Politikern im Hauptasylland Deutschland nach wie vor nicht, die Migration zu steuern oder gar zu begrenzen. Vielmehr scheint es speziell dem Bundesausussenministerium von Annalena Baerbock ein Anliegen zu sein, zusätzlich zu den Millionen, die sich in den letzten Jahren auf eigene Faust auf den Weg nach Deutschland gemacht haben, weitere Migranten in die Bundesrepublik zu schleusen. Koste es, was es wolle. Anders lässt sich der Fall von Mohammad Ali G. jedenfalls nicht erklären.

Bei G. handelt es sich um einen angeblich aus Afghanistan geflüchteten Mann mit Familie in Deutschland. G. hatte auf Familienzusammenführung geklagt und war bei der zuständigen Visastelle in Islamabad (Pakistan) vorstellig geworden. Dort weigert man sich jedoch bis dato, G. das Visum für Deutschland auszustellen, weil es Zweifel an seiner Identität gebe. Das ergaben Recherchen des *Cicero* und der *Bild*-Zeitung.

So bestünden gemäss der Visastelle zum Beispiel erhebliche Zweifel am Alter des Mannes, der eher zwanzig als vierzehn Jahre alt sein soll. Zudem spreche G. mit einem pakistanischen statt einem afghanischen Dialekt, was die An-

gaben über seine Herkunft in Frage stelle. Darüber hinaus sei fraglich, ob am Flüchtlingschicksal von G. überhaupt etwas dran sei, da er teure westliche Kleidung trage.

Auch eine von seinem vermeintlichen Bruder Khan G. gegenüber dem Berliner Verwaltungsgericht erwähnte Augenverletzung durch Bombensplitter konnte nicht nachgewiesen werden. Der Pass, den G. in Islamabad vorgelegt hatte, stellte sich als gefälscht

Der Pass stellte sich als gefälscht heraus. Die Visagebühren bezahlte er mit Falschgeld.

heraus. Die Visagebühren bezahlte er mit Falschgeld. Ob Khan G. überhaupt der Bruder des Mannes ist, weiss man nicht. Normalerweise gilt das Recht auf Familiennachzug nur für die Kernfamilie. In Härtefällen sind jedoch Ausnahmen möglich.

Der eigentliche Skandal ist aber, dass all das für das Auswärtige Amt in Deutschland keine Rolle zu spielen scheint. Baerbocks Referatsleiter für Visumrecht will den jungen Mann auf Biegen und Brechen nach Deutschland holen – und das, obwohl er vermutlich weder minderjährig noch erkrankt ist und auch gar nicht aus Afghanistan stammt.

Eine Mail des Auswärtigen Amtes vom Dezember letzten Jahres bestätigt diese Haltung und offenbart abermals das fragwürdige Rechtsverständnis des Auswärtigen Amtes. Dort heisst es, dass an der Identität

des Mannes aufgrund der ausführlichen Befragung des vermeintlichen Bruders eigentlich kein Zweifel bestünde – «falscher Pass hin oder her». Trotz dem gefälschten Pass möchte man «an der Visumerteilung festhalten». Ohnehin seien gefälschte afghanische Pässe nichts Ungewöhnliches. Und weil gefälschte Pässe in Afghanistan nichts Ungewöhnliches sind, legen wir in Deutschland auch keinen Wert mehr auf rechtsstaatliche Prinzipien bei der Visavergabe. Zumindest liest sich diese Begründung so.

Als Deutscher wünscht man sich augenblicklich, dass der Staat dieses Rechtsverständnis künftig auch in anderen Bereichen an den Tag legt. Bei der Steuererklärung zum Beispiel. Oder bei Bussgeldern für Falschparken und Raserei. «Lieber mal Fünfe gerade sein lassen», würde man sich auch beim Wärmepumpendiktat oder dem Verbrenner-Aus wünschen, aber wenn es um die Deutschen geht, zeigt sich derselbe Staat, der im Namen vermeintlicher Humanität mal eben Recht und Gesetz aushebelt, erstaunlich erbarmungslos. Davon abgesehen, dass die Sicherheit der eigenen Bürger und der Schutz vor Migranten, über die man nichts weiss, ausser dass sie massiv falsche Angaben über ihre Identität gemacht haben, sowieso eine untergeordnete Rolle spielen.

Fest steht: Würde man sich nur halb so sehr für die Belange der eigenen Bürger einsetzen wie für einen jungen Mann, der alles zu sein scheint, nur kein notleidendes krankes Kind aus Afghanistan, würde vieles in diesem Land besser laufen.

Meine goldene Regel für eine glückliche Beziehung

Frauen, euer Partner darf nicht weniger verdienen als ihr. Das rate ich auch meinen Töchtern.

Samantha Jayne

Vor ein paar Jahren wollte ich dem tristen englischen Winter entfliehen. Für zwei Wochen in einem schicken Hotel auf den Kapverden inklusive Flugtickets und neuer Strandklamotten veranschlagte ich mehrere tausend Pfund. Als erfolgreiche Geschäftsfrau (damals 51) dachte ich nicht weiter über diese Summe nach. Aber ich wusste, dass mein Freund sich die Reise nicht leisten konnte. Ich würde ihn einladen müssen.

Ben und ich hatten uns ein halbes Jahr zuvor kennengelernt. Wir verstanden uns gut. Für mich kam es in einer Beziehung nur auf die Chemie an. Nie wäre es mir eingefallen, einen Mann nach seiner materiellen Situation zu beurteilen. Das Thema Geld ist für mich aber kein Tabu. Ich wusste, dass Ben, zehn Jahre jünger als ich, in seinem IT-Job 30 000 Pfund verdiente. Für ihn reichte das, um am Wochenende surfen zu gehen oder im Sommer Campingurlaub zu machen. Er hatte keine Karriereambitionen. Ich wusste, er würde es merkwürdig finden, wenn ich allein reiste. Aber die Vorstellung, dass ich für ihn bezahlen würde, erschien mir demütigend (für uns beide). Am Ende verzichtete ich auf die Reise.

Check im Handelsregister

Nicht zum ersten Mal hatte ich meine Pläne über den Haufen geworfen, weil er nicht so viel Geld hatte. Wenn wir mit seinen Eltern essen gingen, entschied er sich für das billigste Lokal und nicht für ein anständiges Restaurant. Wenn wir übers Wochenende wegfuhr, suchte er die günstigste Unterkunft, während ich es gern komfortabel habe. Als wir uns wenig später trennten, musste ich mir eingestehen: Unsere Beziehung war gescheitert, weil der Einkommensunterschied einfach zu gross war. Es war ein trauriger Moment, der mir aber die Augen öffnete. Ich hatte Armut erlebt und durch harte Arbeit ein erfolgreiches Unternehmen aufgebaut und bei Männern immer den gleichen Ehrgeiz erwartet.

Viel zu lange schon wird Frauen weisgemacht, es schicke sich nicht, über Geld zu reden und sich dafür zu interessieren, wie viel jemand verdient. Frauen, die solche Fragen stellen, sind angeblich nur auf Geld aus und wollen sich auf Kosten

eines vermögenden Mannes ein schönes Leben machen. Ich finde, das trifft nicht zu.

Heute würde ich mich nicht mehr auf einen Mann einlassen, der weniger als ich verdient. Tatsächlich durchforste ich bei einem potenziellen Partner die sozialen Netzwerke und prüfe, ob er korrekte Angaben über seinen Job gemacht hat, indem ich in seinem Büro anrufe und seine Position verifiziere. Wenn er Unternehmer ist, überprüfe ich das beim Handelsregister. Das mag überzogen erscheinen, aber es erspart eine Menge Probleme, wenn ich weiss, dass der Mann zahlungskräftig ist.

Meine Freundinnen, mehrheitlich unabhängige und gutsituierte Frauen, unterstützen mich, manche folgen sogar meinem Rat. Meinen Töchtern Ella, 22, und Yasmine, 18, habe ich klargemacht, dass der Mann, mit dem sie leben wollen, ihnen finanziell ebenbürtig sein sollte. Ich glaube, sie haben es verstanden.

Diese Einstellung mag hart oder unfair klingen, aber sie gründet auf langer und bitterer Erfahrung. In den vergangenen fünf Jahren, seit Beginn meiner unternehmerischen Selbstständigkeit, habe ich mindestens zwölf Männer

gedatet, die deutlich weniger verdienten, und auf schmerzhaft Weise gelernt, dass die Rolle einer *sugar mummy* zutiefst undankbar und unbefriedigend ist. Ich habe für jeden Penny gearbeitet und bin nicht mehr bereit, mein Geld mit jemandem zu teilen, der das nicht anerkennt.

Ich hatte eine glückliche Kindheit – meine Mutter besass eine Reinigungsfirma, mein Vater war Chefindingenieur bei der Royal Air Force. Beide glaubten an harte Arbeit.

In meinen Zwanzigern liess ich mich zur Heilmasseurin ausbilden, aber die Einnahmen reichten hinten und vorne nicht. Mit 29 bekam ich

Die Vorstellung, dass ich für ihn bezahlen würde, erschien mir demütigend (für uns beide).

Ella und beschloss, mich selbständig zu machen. Meine Eltern sagten: «Du ruinierst dein Leben.»

Zwei Jahre später war ich in einer Beziehung und mit Yasmine schwanger. Ich war sicher, dass er der Richtige war, aber es funktionierte nicht. Mit 33 stand ich als alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern da. Ich sehnte mich nach Stabilität, hatte aber romantische Träume, und die Männer, auf die ich mich einliess, waren genauso mittellos wie ich. Ist doch egal, wie viel er verdient oder wie unverantwortlich er sich verhält, dachte ich, Hauptsache, man liebt den anderen.

Ich lebte von der Hand in den Mund. In manchen Monaten war Geld in der Kasse, in anderen nicht. Ich kam über die Runden, weil ich herausfand, wann Supermarkteinkäufe per Kreditkarte vom Konto abgebucht wurden. Aber ich hatte genug von diesem Leben. Als ich bei Netzwerkveranstaltungen erfolgreiche Leute kennenlernte, interessierte mich ihre Einstellung zum Geld. Es war eine Offenbarung. Zumal bei der Handvoll reicher Männer, die ich kennenlernte und mit denen ich ausging. Sie alle genossen ihren Reichtum – Designerklamotten und Autos, die mehr kosteten, als ich in fünf Jahren verdienen würde. Sie führten mich in schicke Restaurants aus und bestellten, ohne auf den Preis zu achten, die tollsten Speisen. Manche Frauen



Liebesleben wurde besser: Autorin Jayne.



Schluss mit romantischen Träumen: Hugh Grant und Julia Roberts in «Notting Hill», 1999.

würden das als gönnerhaft ablehnen, aber ich fand es grandios.

Nun könnte man einwenden, dass dies meiner eigenen Haltung zuwiderläuft – dass man von einem deutlich ärmeren Partner die Hände lassen sollte. Und ja, heute würde ich sagen, dass meine finanzielle Unsicherheit eine feste Beziehung mit einem dieser Männer wahrscheinlich untergraben hätte.

Lektion mit knauserigen Liebhabern

Vor fünf Jahren machte ich mich als Coach selbständig. Im ersten Jahr verdiente ich 30 000 Pfund, heute verdiene ich einen sechsstelligen Betrag. Aber es dauerte noch einmal drei Jahre, um diese Lektionen auf mein Privatleben zu übertragen. Ich lief romantischen Träumen hinterher und fragte nicht, wie viel jemand verdiente.

Ich hatte knauserige Liebhaber. Einer füllte zwei exakt bemessene Tassen Wasser in den Kocher, um nicht unnötig Strom zu verbrauchen, und hob Teebeutel für einen zweiten Aufguss auf. Kleidungsstücke warf er erst dann weg, wenn sie drei Löcher hatten. Das kann man sparsam nennen, aber will man wirklich so leben? Ein anderer brachte nie eine Flasche Wein mit, wenn ich für uns gekocht hatte. Wieder andere waren

das genaue Gegenteil: Sie gaben bedenkenlos Geld aus, weil sie nichts von Geld verstanden und natürlich erwarteten, dass ich ihnen aus der Patzche helfen würde.

Jahrelang machte ich mir Vorwürfe, keine gute Partnerin, allzu karriereorientiert zu sein. Ein Mann meinte sogar, ich sei beziehungsunfähig, weil ich nur für meinen Beruf lebte.

Nach meiner Trennung von Ben beschloss ich, anders vorzugehen. Ich recherchiere noch immer, aber bei einem ersten Date frage ich den Betreffenden ganz direkt, ob er Schulden hat, in was für einem Haus er wohnt (und ob es ihm gehört), und wenn er nicht antworten will, hat er vermutlich etwas zu verbergen.

Die meisten Männer sind verduzt, sie lachen nervös, und ganz selten respektieren sie meine Direktheit und antworten ehrlich. Ich habe vermutlich nicht so viele Beziehungen, aber sie sind deutlich besser. Liebe kann nur wachsen, wenn man sich auf Augenhöhe begegnet. Aussehen und Leidenschaft sind nicht mehr so wichtig für mich. Das ist nicht sexistisch – für reiche Männer, die mit Frauen ausgehen, die weniger verdienen, gilt das gewiss auch.

Heute achte ich genau darauf, wen ich in meinen Freundeskreis aufnehme. Wenn der Betreffende nicht so viel wie ich verdient, wird Neid

immer sein hässliches Haupt erheben. Grosse Einkommensunterschiede verhindern eine gemeinsame Zukunft.

Seit ich vor zwei Jahren meine Vorgehensweise geändert habe, ist mein Liebesleben deutlich besser geworden. Der Mann, mit dem ich zuletzt ausging, war ein Unternehmer, der genauso viel verdiente wie ich. Als ich bei unserem ersten Treffen erzählte, dass ich ihn gegoogelt hatte, schmunzelte er. Es geht mir nicht darum, reiche Männer kennenzulernen. Aber ein wahrer Partner darf einem nicht verübeln, dass man selbst erfolgreich ist, und sich dadurch nicht bedroht fühlen.

Ich gebe das alles freimütig zu. Noch vor wenigen Generationen war es schliesslich weitherum akzeptiert, dass der Lebenspartner ungefähr der gleichen sozialen Schicht angehören und finanziell ähnlich gestellt sein sollte. Wir lehnen dieses traditionelle Verständnis ab, sind aber nicht unbedingt glücklicher geworden. Geld schüchtert mich nicht mehr ein. Wer die reichste Person in einem Raum ist, sollte in einen anderen Raum gehen. Das gilt auch für Liebesbeziehungen.

Samantha Jayne ist selbständige Karriere-Beraterin.

Dieser Artikel erschien zuerst in der *Daily Mail*.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Geheimnis der Freiheit

Die letzten drei Jahre haben einen seltenen Typus Mensch zum Vorschein gebracht: den Mutigen, der für die opportunistische Mehrheit die Demokratie verteidigt.

Milosz Matuschek

Während der Pandemie, mitten in der Zeit des grössten Impfdrucks, veröffentlichte der französische General Christian Blanchon eine Hommage an die Ungeimpften. Er bezeichnete sie als echte Superhelden, als Krieger des Lichts und als die Art von Kindern, auf die alle Eltern stolz wären. Denn sie taten, was andere nicht tun konnten, und verkörperten damit das Beste der Menschheit. In seinen Worten: «Du bist aus dem Stoff der Grössten gemacht, die je gelebt haben, jener Helden, die unter den gewöhnlichen Menschen geboren wurden und in der Dunkelheit leuchten.»

Krummes, ungeschliffenes Holz

Ich denke bei diesen Worten nicht nur an die Ungeimpften, sondern an alle, die sich im Angesicht geballter staatlicher und medialer Macht quergestellt haben. An diejenigen, die gegen Corona-Massnahmen demonstriert und auf Bühnen das Wort ergriffen haben, stets unter Gefahr, verhaftet oder von der Polizei niedergedrückt zu werden. Ich denke an diejenigen, die mit dem Grundgesetz spazierengegangen sind, als das als verboten galt; an diejenigen, die lieber ihre Jobs aufgaben, als ihre Überzeugung zu verraten. An diejenigen, die ihre Kinder von der Schule genommen oder ihre Rechte juristisch verteidigt haben. An alle, die in dem Moment, als die Mehrheit «Ja» gesagt hat, bei ihrem «Nein» geblieben sind. Diese Menschen sind tatsächlich aus einem besonderen Holz geschnitzt, und dieses Holz ist ein krummes, nicht angepasstes, ungeschliffenes Holz. Diese Menschen haben ihren inneren Kompass über das Radargerät der Allgemeinheit gestellt und für ihr persönliches Bekenntnis zur Freiheit einen hohen Preis zahlen müssen: soziale Ächtung, Jobverlust, Bruch in Beziehungen.

Wir alle kennen Situationen, in denen uns klar ist, dass jetzt eigentlich nur eine Eigenschaft gefordert ist: Mut. Und wie oft knicken wir ein vor diesem Impuls? Mut ist deshalb so wertvoll, weil er diesen Impuls des Einknickens überwindet. Das erfordert eine enorme Energie und innere Festigkeit, vor allem wenn es



Theorie von der einsamen Herde.

bedeutet, mit dieser Entscheidung gänzlich alleine dazustehen und eine grosse Mehrheit gegen sich zu wissen. Der Moment des grössten Muts ist oft eine Alles-oder-nichts-Situation. Der Mutige handelt für übergeordnete Interessen und unter Aufopferung eigener Vorteile. Er entscheidet sich bewusst entgegen jeder kalkulierenden Intuition gegen den leichten Weg der Belohnungen und für den harten Weg des Schmerzes.

Ideal der Stunde

In den fünfziger Jahren entwarf der amerikanische Soziologe David Riesman seine Theorie von der einsamen Herde («The Lonely Crowd»). Er unterschied darin die aussengeleiteten Menschen von den innengeleiteten. Erstere Kategorie handelt nach der Mode, dem gefühlten gesellschaftlichen Konsens, während letztere den verinnerlichten Prinzipien und dem eigenen moralischen Kompass folgt. Der Nonkonformist galt damals als das Ideal der Stunde. Niemand wollte Mitläufer sein. Die Gesellschaft ächtete den autoritären Gesellschaftscharakter und verehrte den Querdenker als gesellschaftliches Ideal. Denn den aussengeleiteten Menschen leitet im Grunde nur

eine soziale Angst, kein innerer Kompass. Er ist blosser Verschiebemaschine und schnell dort zu finden, wo ihn der angebliche «gesellschaft-

Im Kern ist Demokratie eine karitative Veranstaltung einer Minderheit für eine Mehrheit.

liche Konsens» der Stunde gerade haben will. Bei diesen aussengeleiteten Menschen hat eine Umprogrammierung stattgefunden von Prinzipientreue zu Anschlussfähigkeit.

Die Konstellation der letzten Jahre hat uns sichtbar vor Augen geführt, was passiert, wenn der Gesellschaftscharakter auf Anschlussfähigkeit umschaltet und sich autoritär, hierarchisch und gehorsam präsentiert: Der demokratische Geist der Mehrheit verpufft. Riesmans Gesellschaftsbetrachtung ist heute nicht nur aktuell, sondern stellt ein demokratietheoretisches Problem dar. Denn wie ist mit einem autoritären Gesellschaftscharakter Demokratie zu bewerkstelligen? Es gibt den vielzitierten Satz des ehemaligen deutschen Richters am Bundesverfassungsgericht, Ernst-Wolfgang Böckenförde, wonach der freiheit-

liche Staat von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht garantieren kann. In unserem Fall bedeutet das: Demokratie lebt von einem Sonderopfer der wenigen für die vielen. Einige wenige müssen alles geben, ohne zu wissen, ob es sich für sie persönlich auszahlt, damit alle in einem System leben können, welches Freiheiten garantiert, ohne jedoch dafür gearbeitet zu haben. Demokratie beruht also darauf, dass eine Mehrheit die Früchte einer Minderheit genießt, nämlich Entscheidungen treffen zu dürfen, ohne sich dieses Recht überhaupt verdient zu haben.

Im Kern ist Demokratie also eine karitative Veranstaltung einer Minderheit für eine Mehrheit, ohne dass dieses Engagement gewürdigt wird. Denn der Lohn des Einzelnen in der Demokratie, der für diese unter höchstem persönlichem Risiko kämpft, ist der gleiche wie für den, der nicht gekämpft hat: Jeder bekommt eine Stimme. Kann ein derartiges Anreizsystem auf die Dauer funktionieren? Im Kern berührt dies in abgewandelter Form ein religiöses Thema: Aufopferung im Diesseits, aber ohne Belohnung im Jenseits. Der demokratische Geist lebt von seinen eigenen zivilreligiösen Märtyrern.

Thukydides' Lehre

Vermutlich liegt hier irgendwo das Geheimnis, warum Demokratie so wertvoll ist. Demokratie ist lebendig, weil es Menschen gegeben hat und gibt, die für sie einen Preis gezahlt haben. Die Namen solcher Menschen schmücken Strassen und Plätze, sofern sie aus der fernen Vergangenheit kommen. Die Namen der gegenwärtigen Helden der Demokratie schaffen es hingegen eher in die Karteikarten der Sicherheitsorgane oder an den Pranger der Medien.

In Krisen der Demokratie steht es jedem frei, seine Seite zu wählen. Auch dies gehört zur demokratischen Entscheidungsgewalt des Souveräns. Das Engagement der Mutigen ist selbst in der Gegenwart nicht umsonst. Denn Mut ist ansteckend, und Mut verbindet. Die Mutigen bilden ein eigenes unsichtbares Kollektiv, zu welchem der Eintritt nicht durch ein blosses Bekenntnis, sondern nur durch eine Tat möglich ist. Sie können vielleicht diejenigen, die ihnen entgegenarbeiten, nicht überzeugen. Doch sie können sie durch ihr leuchtendes Vorbild blass aussehen lassen.

Wer mutig für die Demokratie eintritt, ist Teil eines Geheimnisses, welches schon der griechische Stratege und Geschichtsschreiber Thukydides kannte: «Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit; das Geheimnis aber der Freiheit ist der Mut.»

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er den *Spiegel*-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty, 2022).

Freisinnige im Widerstand

Zwei gewichtige FDP-Politiker lehnen das Klimagesetz ab. An der Parteispitze sind sie isoliert. Und an der Basis?

Marcel Odermatt

Passiert kein politisches Wunder, feiern die Befürworter des Klimagesetzes am Samstag einen Etappensieg. Die Delegierten der FDP dürften der Vorlage in Kreuzlingen mit grosser Mehrheit zustimmen und die Ja-Parole für den Urnengang am 18. Juni beschliessen.

Dabei sollte das Projekt jedem Liberalen die Haare zu Berge stehen lassen. Der Erlass verlangt, dass die Schweiz bis zum Jahr 2050 ihre Netto-Treibhausgasemissionen auf null reduziert. Um diese Vorgabe zu erreichen, werden massiv Gelder von Privaten zum Staat verschoben. Der Bund wirft 3,2 Milliarden Steuerfranken auf, um alte Öl- und Gasheizungen zu ersetzen und neue Technologien zu fördern. Bund und Kantone werden zudem verpflichtet, «Massnahmen zum Schutz von Mensch und Natur gegen die negativen Folgen des Klimawandels» zu ergreifen, wie es im Gesetz schwammig heisst. Damit werden Tür und Tor für weitere staatliche Eingriffe geöffnet.

Der Staat soll's richten

Nach dem erwarteten Go der Freisinnigen steht die SVP in ihrem Kampf gegen den Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative allein da. Trotzdem, in der FDP sind nicht alle von der angeblich segensreichen Wirkung des neuen Klimagesetzes überzeugt. Die Einheitsfront bröckelt. Allein in der Bundeshausfraktion gibt es zwei gewichtige Abweichler: die Nationalräte Christian Wasserfallen und Marcel Dobler.

Wasserfallen stört sich an den 200 Millionen Franken Subventionen, die Hausbesitzer bekommen sollen, wenn sie eine Elektroheizung installieren. «Der Markt für Wärmepumpen ist total überhitzt», so der Berner Nationalrat.

Bern

Schon heute warte man mehr als ein Jahr, bis jemand eine Wärmepumpe und Erdwärmeheizung installieren könne. «Deshalb braucht es keine Subventionen, die eh nur Mitnahmeeffekte auslösen.» Tatsächlich hat der Markt

Damit werden Tür und Tor für weitere staatliche Eingriffe geöffnet.

– unabhängig von Geldspritzen der öffentlichen Hand – längst reagiert.

2022 wurden 41 209 Wärmepumpen verkauft. 2021 waren es erst 33 554, vor zwei Dekaden gar nur 8677 Geräte gewesen. Die Menschen in der Schweiz verabschieden sich aus eigenem Antrieb Schritt für Schritt von den fossilen Energien.

Dobler bewertet die Klimavorlage grundsätzlich als Fehlkonstruktion. «Ein Gesetz, das den Stromverbrauch massiv erhöht, bei dem man aber nicht weiss, wo dieser Strom herkommt, und durch das im gleichen Zeitraum Kernkraftwerke abgestellt werden, muss man ablehnen», sagt der St. Galler



«Fehlkonstruktion»: Nationalrat Dobler.

Nationalrat.

Wasserfallen und Dobler werden mit ihren Argumentationen wohl keine Mehrheit gewinnen. Die Frage ist, ob die Parteispitze an ihren Wählerinnen und Wählern vorbeipolitisiert wie vor zwei Jahren beim CO₂-Gesetz. Nur 37 Prozent der Stimmenden aus dem FDP-Lager sagten ja und desavouierten damit die Parteikader aufs Größte. Als Reaktion nahm die damalige Präsidentin Petra Gössi den Hut.

Auch beim Klimagesetz mutet die freisinnige Rennleitung dem Fussvolk viel zu – als gelte in der FDP das Motto: Eigenverantwortung bringt nichts, deshalb muss es der Staat richten.

Ihr Immobilienraum?

www.immobilientraum.info

aktuell im Verkauf

<p>3 Rebweg 8457 Humlikon</p>  <p>ab CHF 1'470'000.-</p> <p>6½ Zi. Doppel-EFH's +41 52 338 07 09 www.rebweg.ch</p>	<p>4 Projektankündigung 8311 Brütten</p>  <p>ab CHF 1'650'000.-</p> <p>4½ Zi. Reihen-EFH's +41 52 338 07 09 www.hofacker-bruetten.ch</p>	<p>5 Trottenacker 8458 Dorf</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.trottenacker.info</p>	<p>7 Uetliblick 8136 Thalwil-Gattikon</p>  <p>ab CHF 1'641'000.-</p> <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.uetliblick-gattikon.ch</p>	<p>8 Vistadelsole 8370 Sirnach</p>  <p>CHF 727'000.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 52 338 07 09 www.vistadelsole.ch</p>
<p>12 Schlossblick 8610 Uster</p>  <p>ab CHF 1'101'000.-</p> <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 44 316 13 42 www.schlossblick.ch</p>	<p>14 Glattwies 8152 Glattbrugg</p>  <p>CHF 1'554'000.-</p> <p>4½-Zi.-Wohnung +41 44 316 13 87 www.glattwies.ch</p>	<p>16 Vistacasa 8308 Illnau</p>  <p>ab CHF 1'145'000.-</p> <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 www.vistacasa.ch</p>	<p>18 Schmiedgass 8545 Rickenbach</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnung +41 55 610 47 46 www.schmiedgass.ch</p>	<p>20 Tre Fiori 8913 Ottenbach</p>  <p>CHF 1'851'000.-</p> <p>7½-Zi. Reihen-EFH +41 55 610 47 46 www.tre-fiori.ch</p>

„Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilien-träume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch
+41 52 235 80 00



<p>22 Solevista 8615 Wermatswil</p>  <p>CHF 2'187'500.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 44 316 13 42 www.solevista.ch</p>	<p>23 Dreieckspitz 8406 Winterthur</p>  <p>Alle Wohnungen reserviert</p> <p>2½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.dreieckspitz.ch</p>	<p>Projektankündigungen</p> <p>1 am Goldenberg 8400 Winterthur</p>  <p>3½ - 4½-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amgoldenberg.ch</p>
--	---	--

<p>2 Römergarten 8404 Winterthur</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p>	<p>6 Duovivo 8904 Aesch ZH</p>  <p>2½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.duovivo.ch</p>	<p>9 Chridlerpark 8127 Aesch-Maur</p>  <p>Liegt seit 17 Monaten beim Bundesgericht!!</p> <p>3½ - 6½ Zi. WHG und EFH +41 55 610 47 46 www.chridlerpark.ch</p>	<p>10 am Zentrum 8910 Affoltern a.A.</p>  <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.amzentrum.ch</p>	<p>11 am Eichacher 8904 Aesch</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.ameichacher.ch</p>
<p>13 Soley 8309 Birchwil</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.soley-birchwil.ch</p>	<p>15 Puro Vivere 8157 Dielsdorf</p>  <p>5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's +41 55 610 47 46 www.purovivere.ch</p>	<p>17 inside 8152 Glattbrugg</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 www.immobilientraum.info</p>	<p>19 Projektankündigung 8404 Stadel</p>  <p>3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH +41 52 338 07 09 www.immobilientraum.info</p>	<p>21 Grastal 8310 Grafstal</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 www.grastal.ch</p>

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



padelarena.ch

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

Zürcherstrasse 124
8406 Winterthur



Sex im Weltall

Touristen im Kosmos werden nicht so keusch sein wie Astronauten. Wissenschaftler warnen vor ernstesten Folgen.

Wolfgang Koydl

Roger Moore bewerkstelligte es gewohnt elegant, und auch Jane Fonda und Jennifer Lawrence machten eine gute Figur. Ob «Moonraker», «Barbarella» oder «Passengers» – Sex im All beflügelte schon immer die Fantasie von Hollywood-Regisseuren. Nun entdecken auch seriöse Wissenschaftler das Thema, mit einer Mahnung: nichts überstürzen! Denn die natürlichste Sache der Welt ist im Kosmos, nun ja, gar nicht so natürlich.

Das beginnt schon beim Akt selbst, auch wenn manche von schwerelosen Höhepunkten im Nirgendwo träumen mögen. Sie werden schnell auf den Boden der Realität zurückgebracht. Den Grund hat kein anderer als Isaac Newton in seinem dritten Bewegungsgesetz formuliert: *actio et reactio*. Übt A eine Kraft auf B aus, so übt B eine gleich grosse, entgegengesetzt gerichtete Kraft auf A aus.

Nimm das, Kamasutra!

Tönt komplizierter, als es ist. Unliebsame Nebeneffekte gibt es aber in der Schwerelosigkeit. Denn da wird dieser Akt intimster Zuneigung im Wortsinn abtossend: Die Partner fliegen bei jedem Versuch, einander näherzukommen, voneinander weg. Allein ein harmloser Kuss, so die Erkenntnis zweier Bewohner der Internationalen Raumstation (ISS), wächst sich zu einer Herausforderung aus.

Nun ist es nicht so, dass amerikanische und sowjetisch-russische Experten dieses Problem nicht studiert hätten. Schliesslich sind monatelange Reisen durch die Weiten des Alls geplant, deren lange Nächte man nicht mit Netflix-Serien überbrücken kann. Es gibt praktische Lösungsansätze, die aber wohl eher die Augen von Fetischfreunden zum Leuchten bringen dürften. Etwa der aufblasbare Tunnel, in den die Liebenden kriechen, oder elastische Bänder, mit denen man sie aneinander befestigt. An-

Noch nie, so heisst es unisono, habe es einen Geschlechtsakt im All gegeben.

gedacht ist auch die Hinzuziehung eines hilfreichen Dritten. Doch auch er könnte nichts gegen die Wolke aus Schweisstropfen tun, die die Kopulierenden umschwebt.

Entwarnung kam von der russischen Biomedizinern Ljubow Serowa. Nach einer Zeit der Anpassung an die Schwerelosigkeit brauche der Mensch keine speziellen Vorrichtungen für Sex im Weltraum, urteilte sie. Indirekt bestätigte sie damit die begeisterte Aussage des Kosmonauten Sergei Rjasanski, wonach schwereloser Sex «in vielen Positionen vorstellbar» sei. Nimm das, Kamasutra!

Mit Pragmatismus haben Russen auch ein anderes Problem angepackt – die Erektion. Da in der Schwerelosigkeit der Körper unter der Gürtellinie schwach durchblutet wird, steckt auch ein für die Kopulation im Kosmos unentbehrlicher Schwellkörper in der Klemme. Abhilfe schafft die russische Tschibis-Hose, die dort, wo es darauf ankommt, Niederdruck erzeugt. Quasi Viagra zum Reinschlüpfen.

Siedlungen auf dem Mars

Nun hat auch Rjasanski nie die Probe aufs Exempel gemacht. Noch nie, so heisst es unisono, habe es einen Geschlechtsakt im All gegeben. Im «Astronaut Code of Professional Responsibility» werden Amerikas Raumfahrer zu «ehrenhaftem» Verhalten ermahnt. Einen Benimmkodex gibt es auch für die ISS.

Nicht so für jene Touristen, die private Anbieter schon bald in eine Umlaufbahn schies sen wollen. Hier lauern die grössten Ungewissheiten, wie eine Forschergruppe um den britischen Astrobiologen David Cullen festgestellt hat. Ihnen geht es dabei weniger um den Zeugungsakt, vielmehr um das, was darauf folgt: Empfängnis, Schwangerschaft, Geburt in fehlender oder verminderter Gravitation. Spätestens wenn Elon Musk Siedlungen auf dem Mars baut, sollte dieses Problem geklärt sein.

Die Schwerkraft beeinflusst alle Aspekte der Entwicklung von Wirbeltieren, inklusive Zellstruktur. Dazu kommen die Unterbrechung des zirkadianen Rhythmus bei langen Raumflügen, Strahlung und Stress. Unklar ist, ob und wie sich Föten ausserhalb der Erdanziehungskraft entwickeln. Die Prognosen sind schlecht. So waren in Schwerelosigkeit gezüchtete Ratten nicht in der Lage, sich aufzurichten.

«Wir wissen zu wenig, was Schwerelosigkeit und Strahlung mit einem menschlichen Keim anstellen», meinte Cullen. «Sie können signifikante Folgen in vielen Teilen des Reproduktionsprozesses haben.» Und auch auf Verhütungsmittel ist kein Verlass. Da der Körper in der Schwerelosigkeit Medikamente langsamer und unvollständiger abbaut als auf der Erde, könnte dies auch für die Pille gelten.



Viagra zum Reinschlüpfen.

Bye-bye, James Monroe

Ein US-Präsident des 19. Jahrhunderts prägte die Doktrin «Amerika den Amerikanern». Nun löst China die USA als Hegemonialmacht in Lateinamerika ab.

Alex Baur

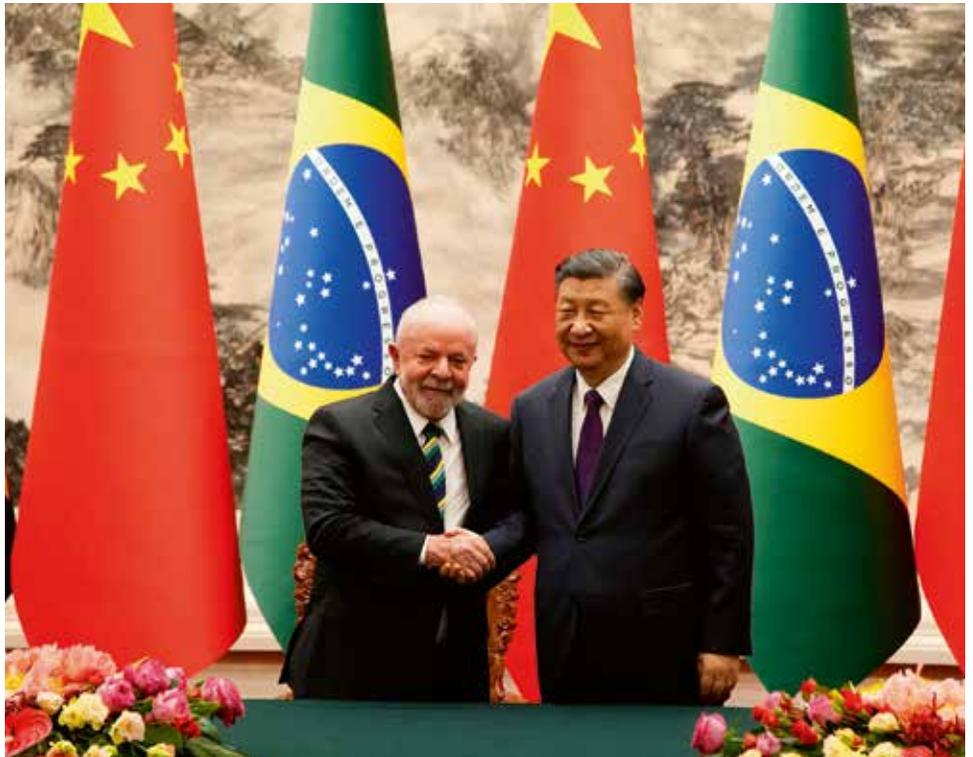
Lima
Lula da Silva gibt sich gerne jovial. Als der neue alte Präsident von Brasilien im letzten Februar seinen US-Amtskollegen Joe Biden besuchte, beschwor er die gemeinsamen Werte: Kampf gegen Rassismus, Gender-Diskrimination und den Klimawandel. Bundeskanzler Olaf Scholz war kurz zuvor persönlich nach Brasília gereist, um Genosse Lula in die Arme zu schliessen und für die «Rückkehr in der Weltgemeinschaft» zu loben. Fast euphorisch feierte der mediale Mainstream das Ende der Ära Bolsonaro – als wäre Brasilien eben aus einer düsteren Tyrannei befreit worden.

Tatsache ist: Ausser ein paar flüchtigen Lippenbekenntnissen bekam das transatlantische Bündnis von Lula nichts. *Nada* – keine Waffen für die Ukraine, keine Teilnahme an den Russland-Sanktionen, nichts Konkretes zur Rettung des Regenwaldes. Im Gegenteil. Anlässlich seiner China-Visite im April gab Lula der Ukraine und Russland gleichermassen die Schuld am Krieg und bezichtigte den Westen der Kriegstreiberei. Zurück in Brasília, empfing er den russischen Aussenminister Sergei Lawrow und kündigte eine massive Ausweitung des Handels an, der bereits 2022 Rekordwerte erreicht hatte.

Rohstoffe gegen Technologie

Eine Woche später verurteilte Lula «Russlands Aggression» zwar bei einer Staatsvisite in Portugal und Spanien. Doch die Episode zeigt nur, was die Proklamationen des brasilianischen Präsidenten wert sind: Schall und Rauch. Was zählt, sind Taten. Hier hat Lulas Monsterdelegation in China (7 Minister, 5 Gouverneure, 27 Parlamentarier) einige Pflöcke eingeschlagen und Kooperationsverträge im Umfang von immerhin zehn Milliarden Dollar unterzeichnet.

Dilma Rousseff, seine engste Vertraute, war Lula vorausgereist. Sie wird in China bleiben, als Präsidentin der New Development Bank (NDP), einer Institution des Brics-Bündnisses (Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika), an der neuerdings auch Länder wie der Iran, Saudi-Arabien oder Bangladesch lebhaftes Interesse zeigen. Erklärtes Ziel der NDP ist es, ein inter-



Für die aufstrebende Grossmacht war es eine Einladung: Lula (l.) und Xi in Peking, 14. April.

nationales Zahlungs- und Währungssystem zu schaffen, das den US-Dollar konkurrenziert.

Allein das Handelsvolumen zwischen Brasilien und China belief sich im letzten Jahr auf 152,8 Milliarden Dollar (mit einem Plus von 62 Milliarden zugunsten von Brasilien).

Das Handelsvolumen zwischen Brasilien und China belief sich 2022 auf 152,8 Milliarden Dollar.

lien liefert vor allem Rohstoffe, China Industriegüter und Technologie. Chinesische Staatsbetriebe haben zwischen 2007 und 2021 rund 70 Milliarden Dollar in Brasilien investiert. Weitere Schwerpunktländer chinesischer Investitionen in Südamerika sind Peru (30 Milliarden Dollar bei einem jährlichen Handelsvolumen von 37 Milliarden Dollar) sowie in

einem geringeren Masse Chile und Argentinien.

Die chinesischen Investitionen in Südamerika konzentrieren sich auf den Energiesektor, den Bergbau, die Telekommunikation und den Verkehr. Zwischen Panama und Feuerland, am Pazifik wie am Atlantik, kontrollieren die Chinesen Hochseehäfen an strategischen Positionen. Die wegen ihrer Spionagetätigkeit von vielen westlichen Ländern boykottierte Firma Huawei baut die meisten 5G-Netze in Südamerika auf. In Peru und in Brasilien haben die Chinesen neben den wichtigsten Minen einen grossen Teil des Stromnetzes aufgekauft. Als Konkurrentin der russischen Rosatom bewirbt sich die China National Nuclear Cooperation (CNNC) um die Versorgung und den Ausbau der AKW-Komplexe Atucha (Argentinien) und Angra (Brasilien).

China hat die USA als wichtigsten Handelspartner Südamerikas längst abgelöst. Obwohl auch die Waffenexporte zugenommen haben,

bleiben die USA auf absehbare Zeit militärisch die kontinentale Hegemonialmacht. Allerdings beobachten amerikanische Sicherheitskreise die rege Reisetätigkeit hochrangiger chinesischer Militärs in Lateinamerika mit zunehmender Besorgnis. Daneben ist es eine Tatsache, dass sowohl China wie auch Russland in den sozialistischen Hungerdiktaturen Kuba, Venezuela und Nicaragua, die ihrem Wohlwollen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind, längst ihre militärischen Brückenköpfe auf dem amerikanischen Kontinent eingerichtet haben.

Eiserne Allianzen unter Diktatoren

So wie sich die Castro-Diktatur in Kuba ohne die massive logistische wie materielle Unterstützung der Sowjets niemals hätte an der Macht halten können, ist das bankrotte Maduro-Regime in Venezuela auf die Hilfe aus China und, in geringerer Masse, aus dem Iran angewiesen. Der einst nach den Rezepten des KGB aufgebaute Repressionsapparat, den Putin grosszügig mit Know-how, Wagner-Truppen und Waffen unterstützt, ist ziemlich das Einzige, was in Kuba und Venezuela effizient funktioniert. Erst kürzlich veröffentlichte ein Institut (INSS) der amerikanischen National Defense University einen ausführlichen Bericht, welcher aufzeigt, wie die Ortega-Diktatur in Nicaragua die russische Spionagesoftware SORM zur grossflächigen Überwachung seiner Untertanen einsetzt.

Die meisten Länder Lateinamerikas werden heute zumindest halbwegs demokratisch regiert. Doch die Isolation der sozialistischen Tyrannen in Kuba, Venezuela und Nicaragua schwindet rapide. Als Lula da Silva 1990 zusammen mit Fidel Castro alle sozialistischen Bewegungen Lateinamerikas unter dem «Foro de São Paulo» vereinte, war die kubanische KP das einzige Mitglied mit Regierungsmacht.



Solidarität mit dem Süden: Monroe.



„Und ich habe Bitcoins gefälscht.“

1998 kam Hugo Chávez hinzu. Doch in den nuller Jahren erlebte der Foro-Sozialismus eine fabelhafte Expansion: Brasilien mit Lula (2002), Argentinien mit Néstor Kirchner (2003), Bolivien mit Evo Morales (2006), Chile mit Michelle Bachelet (2006), Nicaragua mit Daniel Ortega (2006), Ecuador mit Rafael Correa (2007). Da und dort gab es Rückschläge, die indes meist nur vorübergehend waren. Mit der Wahl von Andrés Manuel López Obrador in Mexiko (2018), Gustavo Petro in Kolumbien (2022) und der Rückkehr von Lula (2023) wird heute fast ganz Lateinamerika von Mitgliedern des Foro de São Paulo und der Nachfolgeorganisation Grupo de Puebla regiert. Wenngleich sich die meisten zur Demokratie bekennen, distanzierte sich bislang einzig Chiles Gabriel Boric von den Diktatoren.

Noch nie war die marxistisch geprägte Linke in Lateinamerika so mächtig. Das mutet insofern paradox an, als sämtliche grossen sozialistischen Experimente – Perón in Argentinien, Castro und Guevara in Kuba, Goulart in Brasilien, Allende in Chile oder Velasco in Peru, Ortega in Nicaragua, Chávez in Venezuela – in Massenelement, Chaos und Gewalt mündeten. Lange schien es, als könnte Evo Morales die grosse Ausnahme werden. Doch nach siebzehn Jahren sozialistischer Staatswirtschaft steht auch Bolivien mittlerweile vor dem ökonomischen und moralischen Abgrund.

Meister der falschen Mythen

Das Scheitern des Sozialismus steht in einem eklatanten Kontrast zur Prosperität, die nach dem Ende des Kalten Krieges mit dem demokratisch-liberalen Frühling während der 1990er Jahre einsetzte. Fast überall sanken die Armutsquoten drastisch, ebenso wie die Kindersterblichkeit, während die Lebenserwartung im gleichen Masse stieg. Doch in den Köpfen der Verlierer, der Linken, ging der Kalte Krieg nie wirklich zu Ende. Er war nur vorübergehend auf Eis gelegt.

So unfähig und korrupt sie beim Regieren sind, in der Kreation falscher Mythen sind die Sozialisten Lateinamerikas Weltmeister. Linke

Caudillos wie Perón, Castro, Guevara, Allende oder Velasco sind in weiten Kreisen mythische Figuren geblieben, die das Gute wollten und von der Macht des Bösen sabotiert wurden. Und der Böse ist in diesem Fall, ganz klar, der ach so erfolgreiche, mächtige und reiche grosse Bruder: die Vereinigten Staaten. Die so genannte Monroe-Doktrin ist gemäss dieser neidgetriebenen Mythologie gleichsam die Mutter allen Übels.

Die Monroe-Doktrin wurde 1823 vom damaligen US-Präsidenten James Monroe begründet. Sie besagt, dass die USA fremde Interventionen auf dem ganzen amerikanischen Kontinent bekämpfen («Amerika den Amerikanern»). Die gerade mal 47 Jahre jungen Vereinigten Staaten bekundeten damit ihre Solidarität mit den Südamerikanern, welche gerade ihre Unabhängigkeit von Spanien erkämpft hatten. Tatsächlich waren die USA zu jenem Zeitpunkt eine kleine,

Noch nie war die marxistisch geprägte Linke in Lateinamerika so mächtig.

militärisch unbedeutende Nation an der Ostküste, die von den damaligen Weltmächten Grossbritannien, Frankreich und Russland – Letztere machten sich gerade daran, Alaska zu besetzen – kaum ernst genommen wurde.

Zurück im Kalten Krieg

Die Monroe-Doktrin wurde über die Jahrzehnte unterschiedlich ausgelegt, doch der Geist war stets derselbe. Richtig akut wurde sie im Kalten Krieg, als sie zur Rechtfertigung von verdeckten und offenen US-Interventionen gegen die Expansion der von Moskau und Peking in Lateinamerika kräftig geförderten marxistischen Bewegungen beigezogen wurde. Hält man sich vor Augen, was aus Kuba und Nicaragua geworden ist, erscheinen die Befürchtungen der USA nicht unbegründet. Dass einzelne amerikanische Politiker ihre südliche Nachbarschaft auch mal als ihren «Hinterhof» bezeichneten, lieferte den Marxisten den Beweis für die wahren Motive: den «US-Imperialismus».

Die sozialistische Umdeutung der in Wahrheit zutiefst antiimperialistischen Monroe-Doktrin in ihr Gegenteil wurde selbst bei den amerikanischen Linken zum Common Sense. Im November 2013 erklärte Obamas Aussenminister John Kerry die «Ära der Monroe-Doktrin» offiziell für beendet. Man werde den Nachbarn fortan auf Augenhöhe begegnen und sich nicht mehr in ihre internen Belange einmischen. Das mag nobel klingen. Für die aufstrebende Grossmacht China war es eine Einladung, in die Lücke zu springen und die Kolonialisierung Lateinamerikas voranzutreiben. Demokratie, Umweltschutz und Menschenrechte haben in diesem Setting leider keinen Platz mehr.



VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

Brillantes Saitenspiel in der Hafen-City

Erleben Sie die weltberühmte Academy of St Martin in the Fields in der Elbphilharmonie mit ihrer einzigartigen Akustik. Unter der Leitung von Stargeigerin Julia Fischer präsentiert das legendäre Kammerorchester Werke vom Barock über die Romantik bis hin zur Moderne. Auf der 3-tägigen Kulturreise lernen Sie zudem die faszinierenden Gegensätze der Weltstadt Hamburg kennen.

Die Elbphilharmonie ist Hamburgs kulturelles Wahrzeichen. Als Gesamtkunstwerk aus Architektur, Musik und der einzigartigen Lage lockt sie Kulturbegiertere aus der ganzen Welt in die pulsierende Hansestadt. Direkt nach unserer Ankunft steht eine abwechslungsreiche Stadtrundfahrt auf dem Programm. Es geht vorbei an Sehenswürdigkeiten wie Binnenalster, Michel, Rathaus und Reeperbahn. Wir checken ein im zentral gelegenen 5-Sterne-Hotel «Renaissance» und speisen anschliessend im authentischen Restaurant «Schifferbörse», das schon oft als Filmkulisse genutzt wurde und den Gaumen mit Köstlichkeiten aus dem Meer verwöhnt.

Die Hafen-City erkunden wir am zweiten Tag. Auf den Mittagslunch in einem typischen Lokal folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Am Abend kommen wir in den langersehnten Genuss des Konzerts im Grossen Saal der Elbphilharmonie. Das Kammerorchester St Martin in the Fields versetzt uns mit Johann Sebastian Bachs d-Moll-Konzert für zwei Violinen in die Zeit des Barocks.

Zeitgenössisch geht es weiter mit Alfred Schnittkes Concerto grosso, in welchem Barockzitate mit Filmmusik und Tangoklängen kombiniert werden. Mit den Streicherserenaden von Edward Elgar und Peter Tschaikowsky sorgen zwei hochromantische Evergreens für einen fulminanten Abschluss.

Was wäre Hamburg ohne Barkassenfahrt durch den Hafen? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des letzten Reisetages anschliessen. Zur Krönung des Ausfluges besuchen wir nach dem Mittagessen in einem ausgewählten Restaurant die traditionsreiche Kaffeerösterei Burg und erschnuppern bei einer Degustation den Duft der grossen weiten Welt.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Musikreise nach Hamburg»

Reisetermin:
15. bis 17. 5. 2023

Leistungen:

- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Transfers
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im «Renaissance Hamburg Hotel»
- 1 Konzertkarte Elbphilharmonie (Kat. 1)
- Abendessen im Restaurant «Schifferbörse»
- Mittagsimbiss im Traditionsrestaurant
- Ausflug «Herrliche Hansestadt»
- Ausflug «Moderne Bauten und die historische Speicherstadt»
- Ausführliche Reiseunterlagen

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Hamburgs weltbekanntester Hafen und Kaffeerösterei Burg», inkl. Mittagessen: Fr. 90.–

Preis (pro Pers. im DZ):

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1495.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 1795.–
Zuschlag Doppelzimmer zur Alleinbenutzung: Fr. 220.–
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

Charme der Veganer

Ein Steak-Liebhaber verzichtet nicht auf sein Steak, weil er als Mörder beschimpft wird.



Hast du es nötig, Tiere zu essen? Oder ist das dein Mann, der dir das vorschreibt, weil ihm ohne das Fleisch der Penis abfällt?» Ich hatte vergangenen Sommer das Vergnügen, Bekanntschaft mit einer Gruppe Veganern zu machen. Meine Verfehlung war, ein Steak genüsslich zu grillieren und das Video auf meinem Instagram-Kanal zu posten. Das Reel lief nicht schlecht; das lag nicht an den Fleischfressern unter meinen Abonnenten, sondern an den zahlreichen Kommentaren lebenswürdiger Veganer, welche bestimmt mit zuckenden Bewegungen ihres Körpers geschrieben worden sind und die dem Clip zum Aufschwung verhalfen. Sie waren ausnahmslos sachlich und überzeugend.

«Würdest du auch Menschenleichen grillen, wenns schmecken würde?» «Ekelhaftes Verhalten! Hör auf, Tiere zu verspotten, sie auszubeuten und töten zu lassen!» «Wie kommt man auf die Idee buchstäblich Leichen zu essen von Tieren, die nicht ermordet werden wollten?» «Was zur Hölle legst du da die Leichenteile eines fühlenden Individuums auf deinen Grill? Wieso bist du brutal statt vegan?» «Ist doch toll für 10 Minuten Spass am Essen ein Lebewesen zu vergewaltigen, auszubeuten und dann zu ermorden, oder? Tamara Wernli, gib uns deine Milch und nen Finger!» «Man kann nicht für Rechte von Frauen sein und dafür andere weibliche Tiere schwängern, des Kindes berauben und danach für Steak töten. Was ist daran feministisch?»

Mein persönliches Glück ist, dass ich nicht im Zeitalter der Hexenverfolgung lebe, sonst könnten Sie, liebe Fleischesser, Vegetarier und

Veganer, diese Kolumne heute nicht lesen. Ich grübelte eingehend, was ich angesichts meiner Schuld tun sollte – mich sofort umbringen oder mich «den eigenen Dämonen stellen», wie es von mir verlangt wurde.

Ich hätte einwerfen können, dass ich Veganismus grundsätzlich für eine gute Sache halte und die Gesellschaft dazu zu bringen, die Behandlung von Tieren zu überdenken, als wichtiges Anliegen sehe. Ich war sogar einmal Veganerin für eine Woche. Im Youtube-Selbsterperiment (für ein veganes Shake-Unternehmen) erfuhr ich, wie es ist, sich sieben Tage

Mein persönliches Glück ist, dass ich nicht im Zeitalter der Hexenverfolgung lebe.

nur von Flüssignahrung zu ernähren. Ein Kilo Gewichtsabnahme und bessere Cholesterinwerte waren die Folge. Ist Veganismus die Nahrung der Zukunft? Ich weiss es nicht. Unbestritten ist, dass sie einen viel geringeren CO₂-Fussabdruck als Fleischkonsum hinterlässt und auch günstiger ist. Der Film «Cowspiracy» (2014) war mein Augenöffner, er thematisiert den Einfluss der Viehwirtschaft auf die Umwelt; seither esse ich weniger Fleisch, dafür bewusster.

Unter dem Gesichtspunkt, dass mein Vokabular nichts enthält, was ihrem Vokabular auf Augenhöhe entsprochen hätte, und meine Meinung sowieso nicht erlaubt gewesen wäre, entschied ich mich schweigend für Deeskalation.

Aktivisten können nichts dafür, dass ihnen eine gewisse Sachlichkeit abgeht. Egal, ob Klima oder Tierwohl, ob Strassenblockaden oder blutverschmierte Auftritte auf dem Samstagsmarkt, Provokation gehört zur Performance, sonst schaut keiner hin. Das Schlimmste wäre für diese Leute, wenn die Menschheit tatsächlich vegan werden würde, wen würden sie dann den ganzen Tag als Mörder und Vergewaltiger anbrüllen?

Nur glaube ich, es ist fair, zu sagen, dass extreme Denk- und Ausdrucksweisen niemanden überzeugen. Man darf davon ausgehen, dass ein Steak-Liebhaber nicht weniger Fleisch isst, weil Veganer von ihm fordern, es gänzlich bleiben zu lassen. Wer regelmässig Billiggeflügel aus Brasilien kauft, wird seinen Konsum nicht hinterfragen, weil er als Tierschänder bezeichnet wird. Wer das Tierwohl nicht ernst nimmt, wird nicht plötzlich auf artgerechte Haltung achten, nur weil Veganer sich für die besseren Menschen halten. Egal in welche Richtung, militante Geisteshaltungen machen es einem immer leicht, sie samt ihrem (im Kern wichtigen) Anliegen zu ignorieren. Mord und Vergewaltigung sind nicht mehr steigerungsfähig, warum soll man da noch hinzuhören?

Man muss sich aber auch nicht getriggert fühlen. Auf Insta fragte noch jemand, wieso ich einer berühmten Veganerin bei Youtube nicht «Rede und Antwort stehen» würde, ich sei wohl zu feige. Wie soll man auch vernünftig erklären, dass das Verhältnis zu den eigenen Dämonen eben ein freundschaftliches ist.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Medien als Staatsanwälte

Nr. 17 – «Moskau im Frühling»
Reportage von Roger Köppel

Die Ausführungen von Roger Köppel können wie ein Teil eines Strafprozesses betrachtet werden. Die westlichen Medien sind die Staatsanwälte, welche Putin wegen seiner Verbrechen anklagen. Jeder Angeklagte hat in einem rechtsstaatlichen Prozess Anspruch auf einen Verteidiger. Köppel macht das, was nicht unehrenhaft ist. Allerdings geht er dabei nicht auf die einzelnen Vorwürfe ein. Das kann auch Sinn machen, wenn die Anklagepunkte zweifelsfrei beweisbar oder bewiesen sind. So haben in der Uno 141 Länder Russland wegen des Überfalls auf die Ukraine verurteilt, und nur Russland und sechs verbündete Staaten waren gegen die Resolution. Die Uno ist dabei kein Geschworenengericht, es braucht für einen Entscheid keine Einstimmigkeit, weil diese praktisch nie erreicht werden kann. Und auch Roger Köppel hat in früheren Beiträgen Putin als Kriegsverbrecher bezeichnet. *Dr. iur. Alfred Meili, früherer Pflichtverteidiger, Zürich*

Ruhe nach dem Sturm

Nr. 16 – «Putin verteidigt sein Land und sein Volk»
Jürg Altwegg im Gespräch mit Pierre de Gaulle

Innerhalb weniger Wochen lässt die *Weltwoche* zwei Bomben platzen: Zuerst verkündet Professor Niggli, dass die Schweiz kein Rechtsstaat mehr sei. Dann gibt uns Pierre de Gaulle bekannt, dass Russland über das technologisch fortgeschrittenere Waffenarsenal verfüge als die USA. Da bleibt einem doch glatt die Spucke weg! Ich warte immer noch auf das Erdbeben, das diese beiden Aussagen auslösen müssten. *Carlo Marrara, Pfungen*

Nichts Neues aus Frankreich. Ein Hochleben auf die Grande Nation und ein US-Bashing wie gehabt. Gemäss de Gaulle verteidigt Russland die Werte Europas sowie von Familie, Arbeit und Religion. China und Russland werden in den höchsten Tönen gelobt. Doch Russlands Geschichte zeigt grausame Eroberungen, Unterwerfungen, Deportationen, Zwangsumsiedlungen, Enteignungen mit Hungersnöten, Leibeigenschaft. Der grandiose «Vaterländische Krieg» wird von de Gaulle verherrlicht, obwohl die Russen ohne amerikanische Waffen den Krieg nie gewonnen hätten. Auch könnte man meinen, die Résistance hätte die Nazis besiegt. Russland kämpft offenbar für sein Volk, und de Gaulle kämpft dafür, dass Frankreich auf der internationalen Bühne seine Stimme wiederfindet, dass es eine Rolle in Eurasien spielt. Reinster frankophiler Grössenwahn. *Peter M. Linz, Büsserach*

Sklaven und Pfründen

Nr. 15 – «Charles III. stammt aus dem Waadtland»
Andreas Z'Graggen über König Charles III.

Es ist noch nicht lange her, da waren unsere Vorfahren Leibeigene genau dieser Aristokratie. Auf ihren Ländereien mussten sie als Sklaven unter anderem die Arbeit für ihre Herren verrichten, für deren Wohl sorgen, Kriegsdienst leisten und deren Pfründen mit ihrem Leben verteidigen. Mit dem Aufkommen des Bürgertums und der Französischen Revolution änderte sich zwar vieles, aber eben nicht alles. Oftmals konnten die Aristokraten als Besitzstandsgarantie ihre Kriegsbeute aus vergangenen Zeiten, also die Ländereien, Schlösser und ihr Vermögen oder Teile davon, nach der Befreiung des Volkes behalten. Der erbrechtlich inthronisierte neue König steht exemplarisch dafür. Unter Berück-

sichtigung dieser Vergangenheit verwundert es mich als demokratisch denkenden Menschen immer wieder, wieso Journalisten nicht mehr Bewusstsein aufbringen und derartig jubelnde Berichte über eben genau diese Aristokratie schreiben. *Heinrich Vettiger, Wetzikon*

Geschichtsvergessen

«Eindrücke aus Moskau»
Roger Köppel auf *Weltwoche Daily*

Herzlichen Dank für Ihre grossartige Sendung aus Moskau. Das war vor allem ein Schlag gegen den verbohrt und von Russophobie getragenen Mainstream in den deutschen und anderen westlichen Medien, der nur dafür geeignet ist, Russland als das ewige Reich der Finsternis zu verleumdern. Die authentischen Informationen aus Moskau zeigen die Geschichtsvergessenheit, gerade auch in Deutschland, das der früheren Sowjetunion und dem heutigen Russland so viel zu verdanken hat und als heutiger Vasallenstaat der USA und von Nato-Gnaden agiert. Wie kann man sich von der herrschenden Klasse in diesem System noch vertreten fühlen?

Michael Haugk, Berlin (D)

Hausarzt des Gewissens

Nr. 14 – «Doktor Binder und die Geisterfahrer»
Alex Baur über Thomas Binder

Doktor Binder ist mein neuer Hausarzt des Gewissens und der Qualität! Solche Ärzte braucht eine Schweiz mit Zukunft!

Jörg Beyli-Pomares, Unterseen

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Wjatscheslaw «Slawa» Saizew (1938–2023)
Gordon Meredith Lightfoot Jr. (1938–2023)



Zum «Roten Dior» ernannt: Modeschöpfer Slawa.

Die Worte «Russland» respektive «Sowjetunion» und «Mode» passen nicht in den gleichen Satz. Der russische Modeschöpfer Slawa, offiziell Wjatscheslaw, Saizew wäre einverstanden gewesen. Dennoch entschied sich der Mann aus Iwanowo, einer Stadt 250 Kilometer nordöstlich von Moskau, Mode zu machen. Russische Mode für Russinnen in Russland, um genau zu sein.

In den 1960er Jahren, als er angewandte Kunst an einer regionalen Hochschule studierte, hatten die Begriffe «schick» und «glanzvoll» negative Konnotationen; «Mode» galt in der UdSSR als bourgeois, war also abzulehnen. Kleidung sollte einzig praktischen Anforderungen genügen und für einheitliches Aussehen der Trägerinnen und Träger sorgen. Etiketten mit dem Namen eines Designers waren nicht bloss unnötig, sondern verboten.

Slawa liess sich nicht beirren. Und schaffte es, einen Platz am Moskauer Textilinstitut zu belegen. Da sein Vater nach einer Säuberungswelle des damaligen Generalsekretärs Stalin weggesperrt worden war, darf vom herausragenden Talent des jungen Mannes ausgegangen werden. Bereits seine erste Kollektion für eine Frauenkleiderfabrik – traditionelle Blumenmotive – erregte Aufsehen: Funktionäre fanden sie zu frivol und sowjetischen Idealen entgegengesetzt. Schlecht für Saizews Karriere, aber eine Auszeichnung seiner Modekompetenz.

Mitte der 1960er Jahre bewerkstelligte er es irgendwie, Pierre Cardin und Guy Laroche zu treffen. Und Journalistinnen, die die französischen Modemänner begleiteten, seine Entwürfe vorzuführen. Worauf *Paris Match* Slawa zum «Roten Dior» ernannte, was als Kompliment zu verstehen war. Saizew sah sich laut einem Artikel in der amerikanischen Fachzeitung *Women's Wear Daily (WWD)* allerdings weniger als Modeerneuerer oder Anbieter von, Pardon, revolutionären Looks. Er wollte Frauen möglichst schön und manchmal auffällig aussehen lassen. Seine «dramatischen, farbenfrohen Kleider, die das folkloristische Erbe und die traditionellen Stoffe des Landes» (*WWD*) aufnahmen, setzten ihn auf die zuvor leere Mode-Landkarte Russlands. Raissa Gorbatschowa, Frau von Michail Gorbatschow, und weitere Spitzenpolitiker-Gattinnen trugen seine Entwürfe. Er entwarf auch Kostüme für grosse Balletttänzerinnen sowie Anzüge für Olympioniken der Sowjetunion oder Uniformen der Polizei von Moskau.

Von Ausnahmen abgesehen, beschränkte er sich auf seinen Heimmarkt. Anfang der 1990er Jahre zeigte er eine Kollektion in Paris. Und erkannte: «Das ist nicht der Ort für mich.» Wjatscheslaw «Slawa» Saizew starb am 30. April in Moskau; er war der erste Modemacher, dessen Name auf dem Etikett eines sowjetischen Kleids stand, in Grossbuchstaben.

Mark van Huisseling

Als er vor drei Jahren ein Album mit unbekanntem, aber grandiosen Liedern herausbrachte, überraschte er nicht wenige mit diesem unerwarteten Lebenszeichen. Fünfzig Jahre war es her, da hatte der unaufdringliche Kanadier mit der Trennungsschmerzhyrne «If You Could Read My Mind» einen Welt-hit geschrieben, und anschliessend noch ein paar andere gleicher Qualität in Folge. Doch Songs wie «Sundown» (auch so eine Nummer mit Abschiedsflair), «Carefree Highway» (über eine Frau, «die dich umhaut und dann stehenlässt und sagt, dass sie weiterziehen muss») oder auch die suggestive Litanei «The Wreck of the Edmund Fitzgerald» waren keineswegs Gassenhauer im üblichen Sinn, sondern fanden ihr Publikum durch einen einzigartigen Gleichlauf von Wehmut, Optimismus und Understatement.

Gordon Lightfoots schier unerschöpfliche Gabe für unverwechselbare Melodien wurde schon sehr früh auch von der Kollegenschaft geschätzt. Damalige Grössen wie Marty Robbins oder Peter, Paul and Mary entdeckten die Talente des schlaksigen Twens schon in den Sechzigern und festigten erst mal seinen Ruf als «Folksänger». Bald jedoch wurde die schillernde Melancholie von Lightfoots Songs auch für Stars wie Barbra Streisand, Harry Belafonte, Johnny Cash und sogar Depeche Mode interessant, die Songs von ihm einspielten; Bob Dylan nahm Lightfoots «seltene Begabung» zu Recht auf Augenhöhe wahr. Nie kam sein Schmelz auch nur in die Nähe von «Schmalz» – Gefühle gab er eher zurückhaltend, aber eindringlich preis. Cool wie Dylan war er ohnehin. Am Montagabend ist Gordon Lightfoot in einem Krankenhaus in Toronto gestorben.

Thomas Würdehoff



Unverwechselbare Melodien: Lightfoot.

Unser Geld braucht Jordans Nüchternheit

Klimaaktivisten wollen die Nationalbank nach EZB-Muster in den grünen Dschungel führen.



Gelingt es der Schweizerischen Nationalbank, ihren vergleichsweise gradlinigen geldpolitischen Kurs fortzusetzen, oder könnte sie nach links aus ihrer Bahn gedrückt werden?

Was heisst «vergleichsweise gradlinig»? Gemessen am Auftrag zum Erhalt des Geldwertes und verglichen mit den Resultaten der konkurrierenden Notenbanken in Europa und den USA, hat die Schweizerische Nationalbank (SNB) jahrzehntelang gute Arbeit geleistet. Dass die hiesige Inflation seit Freigabe der Wechselkurse in den 1970er Jahren meist deutlich unter dem Preisauftrieb im Ausland blieb, trug zur laufenden Erstarbung, zur relativen Wertsteigerung des Frankens bei und brachte wachsende Kaufkraft.

Klar, die Nationalbank hat bei der tollkühnen Politik der Geldschwemme und des Abwürgens der Zinsen auf null und ins Minus auch mitgemacht – aber die Führung um Präsident Thomas Jordan war doch vorsichtiger als die Kollegen. Starke Währung, starke Wirtschaft, bessere Inflationszahlen als das Ausland – das liegt auf der Linie des langfristigen Erfolgskurses.

Jetzt aber: Muss man Angst haben, die Nationalbank werde aus der Bahn gedrückt? Das hiesse Zweckentfremdung der Notenbankpotenz, Einmischung in Sozial-, Finanz-, Struktur- und Klimapolitik, Missbrauch von Umverteilungsmacht, Verletzung des Mandats.

Die heikle Angriffsstelle ist die riesige Bilanz der SNB, das Geldsilo, in das die zur dosierten Frankenschwächung gekauften Devisen eingelagert wurden, grossenteils Volksvermögen.

Viele möchten mitmischen und in den Topf greifen: für die Altersvorsorge, für Soziales, für Innovationen, für neue Energieformen, für den

Klimaschutz. An der SNB-Generalversammlung Ende April zeigte sich plastisch, woher der Zeitgeist weht.

Umweltorganisationen nutzten die GV für Auftritte und Forderungen nach der Ausrichtung der SNB-Geschäfts- und Geldpolitik auf Klimaziele. Anträge dazu kamen gemäss SNB-Regelung zwar nicht zur Abstimmung, aber mit ihrem Namen «unsere SNB» machte die Koalition der Klimaaktivisten aus Organisationen wie Collectif Breakfree Suisse, Campax, Fossil Free Schweiz, Greenpeace, WWF Schweiz, Forum Geldpolitik und Klimastreik schon mal ihre Besitzansprüche klar.

«Unsere SNB» fordert unter anderem eine aktive Bewirtschaftung des SNB-Anlageportefolles mit dem Ziel, dass die Realwirtschaft ihre Treibhausgasemissionen bis 2040 auf netto null senke und sich die Biodiversität bis 2050 vollständig erhole. Kurz: Die Nationalbank als grosse grüne Geldlenkmaschine – nicht nur beim Investieren, sondern auch beim Regulieren von Finanzflüssen, Kapitalanforderungen und Berichterstattung, auch zusammen mit der Finanzmarktaufsicht (Finma).

Besonders pikant ist die Forderung der Aktivisten an die SNB, einen «makroprudenziellen Klima- und Biodiversitäts-Stresstest auf der Grundlage des Worst-Case-Szenarios durchzuführen und die Resultate öffentlich» zu machen. Die Weltuntergangs-Medienberichte, die sich daraus machen liessen, wären ein Fest für die publizitätsgierigen Klimagruppen.

So lange in der Nationalbank Thomas Jordans Nüchternheit und Orientierungssinn dominieren, ist die Gefahr einer Vergrünung gering.

Aber die grosse Bedrohung kommt aus der Europäischen Zentralbank (EZB), deren offen betriebene Klimapolitik auch die Aktivisten von «unsere SNB» als Vorbild loben. Die EZB-Führung hat ihr geldpolitisches Mandat schon mit derart vielen finanzpolitischen, sozialen und grünen Zielen überlagert, dass man sagen muss: Sollte die Nationalbank einem solchen Pfad folgen, wäre sie rasch in einem Dschungel, in dem der Franken Moos ansetzen würde.

Wärmepumpen-Eldorado

Das deutsche Familienunternehmen Viessmann, mit jüngst vier Milliarden Euro Jahresumsatz ein führender europäischer HeizungsHersteller mit klingendem Namen, verkauft seine Klimasparte an den amerikanischen Konzern Carrier. Die Familie gibt das Kerngeschäft Wärmepumpen an den Konkurrenten ab und beteiligt sich im Gegenzug daran.

Man kann den Verkauf als Teil einer Interventionsspirale sehen: Die deutsche Regierung verbietet Öl- und Gasheizungen, forciert und subventioniert deren Ersatz durch Wärmepumpen. Das bedeutet für die Hersteller Wachstumsstress: Wer jetzt nicht rasant expandieren kann, verliert. Viessmann versucht dies nun mit Hilfe des grossen US-Kollegen zu bewältigen. Dabei blicken weitere Riesen, auch aus Asien, auf den nun durch Verbote, Gebote und Subventionen heiss gemachten deutschen Markt. Es erinnert an die frühere Solar-Anbauschlacht: Deutschland subventionierte damals auf Kosten des Strompreises wie wild Panels und provozierte einen Boom, in dem dann asiatische Hersteller die deutschen verdrängten.



VIP-Angebot: Kreuzfahrt mit Hurtigruten Schönste Seereise der Welt

Die legendäre Postschiffroute feiert 2023 ihren 130. Geburtstag. Feiern Sie mit Hurtigruten auf dieser 12-tägigen Seereise! Bequem und entspannt reisen Sie an Bord eines Hurtigruten Schiffes 2500 Seemeilen (4630 Kilometer) weit entlang überwältigend schöner Fjorde. Mit Sicherheit gibt es keine stilvollere Art, die Magie und die Seele des hohen Nordens zu ergründen.

Auf der unvergleichlichen Seereise, vom Reiseleiter «Lonely Planet» als die «schönste Seereise der Welt» bezeichnet, laufen Sie 34 Häfen jeweils zweimal an: einmal auf der Fahrt in Richtung Norden und ein zweites Mal in Richtung Süden. Häfen, die Sie zuerst bei Tag gesehen haben, laufen Sie auf dem Rückweg bei Nacht an und umgekehrt. Die Hälfte der Strecke verbringen Sie in arktischen Breitengraden.

Die Landschaft ist zu jeder Jahreszeit atemberaubend. Sie besuchen faszinierende Orte und kleine Küstendörfer und tauchen ein in das authentische Leben der Norweger. Jeden Tag erleben Sie beeindruckende Landschaften und unvergessliche Naturschauspiele. Im Sommer erwarten Sie 24 Stunden Tageslicht mit der Mitternachtssonne, und im Winter gilt das Hurtigruten Nordlicht-Versprechen: Sollten keine Polarlichter auftreten, reisen Sie erneut – auf Kosten von Hurtigruten!

Das Abenteuer beginnt in Bergen, der zweitgrößten Stadt Norwegens und Tor zu den

Fjorden. Noch am gleichen Tag legen Sie in Ålesund an, das berühmt ist für seine wunderschöne Jugendstil-Architektur. Von hier aus nehmen Sie Kurs auf den beeindruckenden Geirangerfjord, der zum Unesco-Weltnaturerbe gehört. Nächste grössere Station ist das im Jahr 997 vom Wikingerkönig Olav I. Tryggvason gegründete Trondheim.

Im weiteren Verlauf überqueren Sie den nördlichen Polarkreis und erreichen Ørnes in der Nähe des zweitgrößten norwegischen Gletschers, des Svartisen. Weiter geht es zum Lofoten-Archipel in Richtung Vestfjord. Ein unvergleichliches Naturspektakel ist, wenn Lofotveggen – die sogenannte Lofotenwand – am Horizont auftaucht, ein tausend Meter hohes Bergmassiv aus Granit und Vulkanstein.

Harstad, Finnsnes, Tromsø und Hammerfest sind nur einige der weiteren Stationen. Und in Kirkenes ist der Punkt, wo das Schiff die Fahrtrichtung wechselt und Kurs zurück in Richtung Süden aufnimmt.

Exklusives Leserangebot:

Kreuzfahrt mit der Reederei Hurtigruten

Zeitraum:

1. Januar 2023 bis 31. März 2024

Leistungen:

- Seereise «Bergen–Kirkenes–Bergen–die klassische Postschiff-Route» (12 Tage) mit dem original Postschiff
- Vollpension an Bord aus Norway's Coastal Kitchen
- 34 Häfen und über 100 Fjorde
- Tischwasser zu den Mahlzeiten
- Aktivitäten an Bord und an Land, deutschsprachige Reiseleitung
- Gäste-Lounge in Bergen

Spezialkonditionen für Weltwoche-Abonnenten:

- kostenloses Upgrade in die nächsthöhere Kabinenkategorie
- 5 Prozent Rabatt auf Suiten (Select- und Platinum-Tarif)

Bedingungen:

Das Angebot ist gültig für Neubuchungen bis 30.06.2023 im Select-Tarif der Kabinenkategorien «Polar Innen», «Polar Aussen» und «Superior» (kostenloses Upgrade auf Suite ist ausgeschlossen). Das Spezialangebot gilt ebenfalls für die 11-tägige Entdeckungsreise, die 7-tägige nordgehende und die 6-tägige südgehende Reise.

Preise:

12 Tage: ab Fr. 2575.–
Einzelkabinen auf Anfrage

Buchung:

Telefon 0800 561 437 oder E-Mail
ch.info@hurtigruten.com. Stichwort:
«Weltwoche Leserreise».

Veranstalter:

Hurtigruten Ltd, 5 Merchant Square,
London W2 1AY
hurtigruten.ch/postschiff

HALBE MIETE

**RATGEBER,
AUF DIE
SIE SICH
VERLASSEN
KÖNNEN.**



**UNENTBEHRLICH
FÜR MIETER UND
VERMIETERINNEN:**

Alles rund um Mietvertrag, Nebenkosten, Schimmel, Streit mit den Nachbarn und vieles mehr. Inklusive Erfahrungswissen aus dem Beobachter-Beratungszentrum. Mit zahlreichen Checklisten, Tabellen und Musterbriefen.

Das
Standardwerk
seit 30 Jahren –
komplett
überarbeitet



JETZT VORBESTELLEN:
beobachter.ch/shop
buchshop@beobachter.ch
058 510 73 08

Anna Nilsen, Katrin Reichmuth
Mietrecht
240 Seiten, CHF 39.–

Beobachter
EDITION

CHARLES III.

Im Haus des Königs



Ideal von Schönheit und Gesundheit: Charles III. vor Dumfries House.

Dumfries House liegt im Süden von Schottland und ist für Charles zum Haus seiner Träume geworden.

Seite 56

Er mag vom Anwesen gewusst haben, hatte es aber nie betreten, obwohl es mit seinen Möbeln einzigartig war.

Seite 57

Unterdessen wurde auf dem Gelände mit geschätzt 120 Millionen Franken eine perfekte Welt geschaffen.

Seite 60

Ein Reich in bester Verfassung

König Charles III. ist seit 15 Jahren Herr von Dumfries House. Er hat den vereinsamten Landsitz im Südwesten Schottlands aufwendig renoviert. Heute dient ihm das prächtige Anwesen zur Ausstellung seiner Einstellungen, wie ein Besuch zeigt.

Peter Littger

Häuser für den britischen König gibt es reichlich. Unter ihnen galt der Buckingham Palace lange Zeit als «The House» – das Haus schlechthin. Doch das neue Familienoberhaupt hat andere Vorstellungen – und für den Palast nicht mehr übrig als die ironische Bezeichnung «flat above the shop». Charles will damit sagen: Das klobige Haus im Herzen von London ist bloss ein langweiliger Ort zum Arbeiten. Unten Publikumsverkehr, oben Privatwohnung – sofern man als «Working Royal» nicht zum offiziellen Winken auf den Balkon treten muss, was den falschen Eindruck fördert, man befinde sich in der zeremoniellen Hauptzentrale des Hofes. Diese Funktion kommt seit 500 Jahren dem benachbarten St. James's Palace zu.

Die Abneigung des Königs ist kein Geheimnis. Der Buckingham Palace sei verbaut, stilllos und verschlossen – also ungeeignet zur Verwirklichung und Repräsentation seiner höchst eigenen Ansprüche und Ideale. Daran scheint auch die gegenwärtige Instandsetzung nichts zu ändern – vorerst jedenfalls nicht. Das Finanzministerium hat dafür 370 Millionen Pfund veranschlagt, also knapp 420 Millionen Franken.

Unterdessen mangelt es nicht an Beispielen, wie sich Charles ein Haus vorstellt, das seiner im Geiste des Prinzen schon vor Jahren begonnenen Regentschaft angemessen ist:

I. Da ist das elegante Clarence House. Es zählt zur Anlage des St. James's Palace und könnte ein exklusives Luxushotel sein, wäre es nicht die Londoner Residenz von Charles und Camilla.

II. Da ist Highgrove House in der englischen Grafschaft Gloucestershire. Charles lebt hier das Landleben. Der Garten ist ein Pilgerort der Hortikultur – und mitsamt Café öffentlich. Für rund 170 Franken kann man ihn auch als blumigen Duft bei Penhaligon's kaufen.

III. Da ist das unaussprechliche Llwynywermod in Wales, ein traditioneller Gutshof, der sich selbst tragen soll, statt von Zuschüssen unterhalten zu werden. Charles kaufte die Anlage 2006 als offiziellen Sitz für den Prinzen von Wales – der er bis 2022 selbst war. Sie wird nicht

zufällig vom Herzogtum Cornwall verwaltet – dessen Herzog er ebenfalls war. So kann Llwynywermod nach denselben ökologischen wie ökonomischen Prinzipien bewirtschaftet und mit rund dreissig anderen in Cornwall gelegenen Ferienhäusern vermietet werden, wenn der Prinz nicht zugegen ist. Ob Charles' Sohn William daran interessiert ist, bleibt abzuwarten.

IV. Da ist Birkhall in den schottischen Highlands. Es befindet sich auf dem Gelände von Schloss Balmoral, das Charles nach dem Tod seiner Mutter erbt. Dennoch zieht er weiterhin das kleinere Birkhall als Ferienresidenz vor. Als der New Yorker Bürgermeister Rudy Giuliani zu Gast war und über die Ausstattung klagte, entgegnete der Gastgeber: «What did he expect – hot running water?»

V. Da ist das Castle of Mey an der kargen Nordküste Schottlands. Nachdem Charles hier viele Sommer als junger Mensch verbracht hatte, erbte er es von seiner Grossmutter «Queen Mum» – wie übrigens auch Clarence House und Birkhall. Seit einigen Jahren entwickelt er das Schösschen mit seinem märchenartigen «Walled Garden» und mit einer angeschlossenen Luxusherberge zur Feriendestination – und zu einem Arbeitsplatz für Menschen aus der Region.

VI. Da ist Zalănpatak, ein weiterer Gutshof. Er liegt ausserhalb des Königreichs in einem abgelegenen Tal nördlich der rumänischen Karpaten, aber bedeutet Charles mehr als alle Schlösser daheim. Mithilfe eines befreundeten Grafen hat er hier 2007 ein Musterhaus für Selbstversorgung, Denkmalpflege und naturverbundenen Tourismus errichtet. Seitdem hat er es fast jedes Jahr für ein paar Tage aufgesucht – am liebsten für stundenlange Wanderungen, wenn die Orchideen in voller Blüte stehen.

VII. Und da ist seit fünfzehn Jahren Dumfries House! Es liegt im Süden von Schottland und ist für Charles zum Haus seiner Träume geworden. Das ergibt sich zunächst aus seiner historischen Gestalt und Ausstattung, also dem, was es seit seiner Fertigstellung im Jahr 1760 war – und was es nach einer umfassenden Renovierung wieder ist: ein exquisites Beispiel für den Stil des Palladianismus und des Rokokos in Grossbritannien.



Kunst des Königtums:

Zum andern hat Dumfries House einen besonderen Rang durch die unterschiedlichen Aufgaben, die Charles dem rund 800 Hektaren grossen Anwesen gegeben hat – und die es weit über den Südwesten von Schottland hinaus bekannt gemacht haben. Stand das Haus vor 200 Jahren im Mittelpunkt eines florierenden Kohlereviers, wurde es später zum stillen Zeugen für den Niedergang der Region. Heute ist sie eine der ärmsten im gesamten Königreich.

Ausgerechnet diese miserable Ausgangslage war es, die Charles die Gelegenheit bot, mit Dumfries House einen Ort zu schaffen, der wie kein anderer seine Vorstellungen spiegelt. Er vereint, was bis dahin nur verteilt auf mehrere Häuser verwirklicht werden konnte: botanische Sammlungen und Ställe voller Tiere, Hotelzimmer mit



Charles im Esszimmer, 2013.

britischen Antiquitäten und Gastronomie mit lokalen Zutaten, Ausbildungsstätten für traditionelles Handwerk und Ateliers für bildende Kunst, Liegewiesen und Spielplätze, Yoga-Matten und Behandlungsliegen; Stille und *buzz*.

Lady Eileens stille Tage

Dumfries House ist wie ein Ausstellungsgelände für Charles' Einstellungen – oder eine Manifestation des Mindsets, das er seit Jahren kundtut und predigt. Seien es seine Ideale von Schönheit und Gesundheit. Seien es seine Forderungen nach mehr baulicher Tradition und ökologischer Rücksicht. Oder seien es seine Überzeugungen, dass Menschen letztlich nur in ökonomischer Eigenverantwortung glücklich werden können – was sich als Mahnung an

den Monarchen selbst richtet. Schliesslich kann er nicht nur von Alimentationen leben, wenn er als Vorbild vorausgehen möchte.

Schon aus diesem eklatanten Selbstbezug heraus wohnt auch allen königlichen Projekten automatisch das Schicksal des Königtums inne, das der Historiker Ernst Kantorowicz vor siebzig Jahren mit den «zwei Körpern des Königs» beschrieben hatte: Während der private Körper im Verborgenen existiert und dessen Enthüllung peinlich wäre, stellt der öffentliche Körper kein Geheimnis dar, weil ihn die Allgemeinheit beanspruchen und schliesslich als historisches Vermächtnis behalten darf. Die Kunst des Königtums besteht folglich darin, ohne allzu viel Peinlichkeit Historisches zu leisten – im Ideellen genauso wie im Materiellen.

Schon länger mag Charles von der Existenz des Hauses in Ayrshire gewusst haben, das er aber nie betreten hatte, obwohl es einzigartig war: mit seinen 600 originalen Möbeln aus der Londoner Werkstatt von Thomas Chippendale oder mit den riesigen Teppichen aus der Axminster-Manufaktur in Devon. Am Ende des 20. Jahrhunderts wurde das kostbare Interieur von einer einzigen Person genutzt: Lady Eileen, die Witwe des 5. Marquess of Bute. Sie stammte aus einer der reichsten schottischen Familien, aber bewohnte das Herrenhaus nur noch mit ihren Hunden und einem Haushälterehepaar. Nach ihrem Tod ging das Anwesen 1993 an ihren Sohn über: den Rennfahrer Johnny Dumfries.

Trotz seines nicht kleinen Vermögens war Dumfries, der sich später John Bute nannte, mit

Wie sich die Schotten die Windsors sparen: Nach 257 Jahren dreht Edinburgh dem Königshaus den Geldhahn zu

Ausgerechnet Schottland – *Scotland, of all countries!* Das mag sich König Charles denken, seitdem die typische Sparsamkeit der Schotten auch ihn betrifft. Schliesslich erhält der königliche Haushalt schon seit fünf Jahren keinen Penny mehr, wie Ronan O’Hara, der Vorstandsvorsitzende des «Crown Estate Scotland» bestätigt. Bereits 59,6 Millionen Pfund habe man eingespart und «dem Geldbeutel der schottischen Regierung zur Verfügung gestellt». Rund 65 Millionen Franken.

Dabei war die Verbundenheit der Windsors mit Schottland nie grösser. Sie ist das Resultat vergangener Jahrzehnte, in denen nicht nur Prinzgemahl Philip gerne als Herzog von Edinburgh auftrat. Auch Charles trug als Prinz einen schottischen Herzogtitel: Duke of Rothesay – gesprochen: Rothsee. Mit sichtbarem Stolz kleidete er sich im rot-grün-karierten Tartan des Clans. Prinz William hat die Würde geerbt, als Charles endlich König aller Briten wurde: der Engländer, Waliser, Nordiren – und selbstverständlich der Schotten.

Neben zahllosen offiziellen Auftritten mit und ohne Schottenrock hat Charles schon viel private Zeit in Schottland verbracht – mal für ein paar Stunden auf einer Blumenwiese und mal in einem Garten. Immer wieder entkomme er auch mit Pinsel und Staffelei auf die unbewohnte Insel Stroma, berichten Bewohner der schottischen Nordküste. Dass er dort Ruhe und Einkehr findet, zeigen seine Aquarelle, die im Besuchercafé des Familienschlosschens von Mey ausgestellt sind.

Gesamtvermögen von 18 Milliarden

Tatsächlich stehen dem König nirgendwo im Reich mehr Refugien zur Verfügung als in Schottland. Das Castle of Mey – am nördlichsten Punkt des britischen Festlands – erbte Charles 1996 von seiner Grossmutter. Mit dem Tod seiner Mutter ging das riesige Anwesen von Balmoral in seinen Besitz über. Auf dem rund 20 000 Hektar grossen Areal befindet sich auch Birkhall – seine Lieblingsresidenz. Und dann kaufte er 2007 mit Hilfe seiner Stiftung The Prince’s Foundation noch das Dumfries House Estate. Er habe es «in letzter Minute für die Nation gerettet» – so die hochoffizielle Verlautbarung. Zum Kaufpreis von 45 Millionen Pfund, heute rund 80 Millionen

Franken, schoss die schottische Regierung 5 Millionen Pfund zu.

Umso mehr verblüfft es, dass man sich in Edinburgh mittlerweile in einer neuen, radikalen Sparsamkeit gegenüber dem König übt – und sich schon mehr als das Zehnfache des Dumfries-Zuschusses zurückgeholt hat. Es sind Erträge aus Liegenschaften, die nicht dem König persönlich oder seiner Stiftung gehören, sondern «der Krone», *the crown*, was so viel bedeutet wie das Kronvermögen, auf das die königliche Familie keinen direkten Zugriff hat.

Verwaltet werden die weitreichenden Besitztümer – zu denen Geschäftshäuser und



Bereicherung auf Kosten Schottlands?
König Charles III.

Einkaufszentren, Wälder und Felder sowie Flussbetten oder Teile des Meeresbodens zählen – seit 1760 vom Crown Estate in London. Das Gesamtvermögen soll rund 18 Milliarden Franken betragen, was Immobilienexperten allerdings für eine sehr konservative Schätzung halten – wenn man bedenkt, dass alleine schon «the half of St James’s» dazu zählt, also

ein erheblicher Teil der Londoner Innenstadt. So wird es auf der Website des Crown Estate (im wahrsten Sinne des Wortes) «angegeben».

Dass 2017, also 257 Jahre später, das Crown Estate Scotland gegründet und vom englischen Kronvermögen abgespalten wurde, war ursprünglich eine Forderung der Scottish National Party – und wurde zur Bedingung des Unabhängigkeitsreferendums von 2014.

Obwohl die Aufkündigung des britischen «Act of Union» von 1707 scheiterte und es – vorerst – nicht zur Abspaltung vom Vereinigten Königreich gekommen ist, hat das Referendum nicht weniger als ein fundamental neues Verhältnis Schottlands zur Monarchie herbeigeführt. Es ist nicht übertrieben, von einer kleinen republikanischen Revolution zu sprechen, selbst wenn eine knappe Mehrheit laut des Meinungsforschungsunternehmens Yougov die Monarchie behalten möchte.

Zwergenaufstand und Luxusausgaben

Unterdessen mögen Monarchisten in England lieber nicht von einer Revolution als vielmehr von einem Zwergenaufstand sprechen. Sie argumentieren mit der effektiv geringen Höhe der schottischen Taschengeldkürzung für den König. Sie ist tatsächlich mickrig, wenn man sie mit dem jährlichen Stipendium vergleicht, das der königliche Haushalt aus England bekommt. 2022 betrug der sogenannte Sovereign Grant 86,3 Millionen Pfund, rund 98 Millionen Franken.

Als Grundförderung bezieht der Hof von St James – so der offizielle Titel von Charles’ Firma – 15 Prozent der Erlöse des Crown Estate. Seit 2017 schüttet das englische Crown Estate weitere 10 Prozent seiner Erlöse aus, also insgesamt 25 Prozent. Begründet wird der Zuschlag, der auf zehn Jahre befristet wurde, mit der Renovierung des Buckingham-Palasts in London. Dass die Aufstockung von insgesamt rund 416 Millionen Euro ausgerechnet in dem Jahr begann, als das Crown Estate Scotland seine Arbeit aufnahm, wird auf Anfrage sowohl im britischen Finanzministerium wie in beiden Crown Estates als Zufall bewertet. Kommentieren will es niemand – gemäss dem Motto des englischen Hosenbandordens: «Ein Schuft, wer Böses dabei denkt.»

Unmut regte sich hingegen über die Methode, wie die Londoner Hauptzentrale vor sechs Jahren die schottischen Besitzungen an die neue Schwesterorganisation übergeben hat. Wurde im Geschäftsjahr 2016/17

eine Wertminderung von rund 320 Millionen Franken für die Überschreibung verzeichnet, blieb die Beteiligung an einem Einkaufszentrum in der Nähe von Edinburgh von rund 180 Millionen Franken unberücksichtigt. 2018 wurde dieses Filetstück verkauft und die Beteiligung an einem anderen Einkaufszentrum erworben – in England. Schottische Medien beklagten sich danach über einen «shady cash grab»: eine unlautere Bereicherung auf Kosten Schottlands.

Dass die Schotten generell ein bisschen anders sind mit Geld, dokumentiert sich seit langem auf den Geldscheinen der Gemeinschaftswährung Pound Sterling. Als England 1960 erstmals Banknoten mit dem Abbild der Königin einführte, machte Schottland nicht mit. Der Unterschied zwingt die Bank of England nun zu einem teuren Austausch von 4,7 Milliarden Scheinen mit dem Konterfei von König Charles. Er wird sich nach Angaben der Bank auf mehr als 350 Millionen Pfund belaufen. Rund 400 Millionen Franken.

Solche Luxusausgaben bleiben dem Finanzministerium in Edinburgh erspart. Robert the Bruce war von 1306 bis 1329 König – und er ist der bislang einzige Monarch auf schottischen Geldscheinen.

Obwohl der Schritt des Crown Estate Scotland nur einen kleinen Einschnitt für die Königsfamilie bedeutet, ist er bemerkenswert. Denn er zwingt die Krone, stärker für sich selbst zu sorgen. Das könnte sie finanziell unabhängiger und verantwortungsbewusster werden lassen. Zugleich wird ihr Handeln zwangsläufig einem ökonomischen Kalkül unterworfen.

Peter Littger



In Schottland undenkbar:
Konterfei des Königs auf Banknoten.



Selbst die Armut der unmittelbaren Umgebung gerät schnell in Vergessenheit.

dem Unterhalt – dem *upkeep* – des Hauses überfordert. Es begann ein «limbo», wie man heute während der Führung erfährt: ein Schwebezustand, der bis 2007 dauerte, als sich der Eigentümer schliesslich von der Last befreite. Er wollte die Einrichtung bei Christie's und die Liegenschaft über einen Makler versteigern. Alternativ verlangte er 45 Millionen Pfund – für alles.

Mehrere öffentliche Einrichtungen wie der National Trust oder die schottische Regierung waren bereit, 25 Millionen Pfund zu zahlen – doch 20 Millionen fehlten, rund 23 Millionen Franken. Das war der Moment, in dem Charles offenbar zufällig von dem Ausverkauf erfuhr: während einer Konferenz von Denkmalschützern in Edinburgh. Bis dahin hatten die Windsors und die Butes völlig unabhängig voneinander existiert. Nicht ein einziges Zusammentreffen in dem Haus ist überliefert.

«Schreckliches Risiko»

Es dauerte nicht lange, bis sich der Thronfolger meldete. Damit gab er – «nachts um eins», wie er selbst erklärte – mehreren Lastwagen den Befehl umzukehren. Sie waren bereits mit Objekten auf dem Weg nach London, wo im Juli 2007 die erste Versteigerung angesetzt war. Sie wurde abgesagt – was den zweiteiligen Katalog zum Sammlerobjekt machte. Er kostet heute zwischen 300 und 1000 Franken.

Charles erklärte, die Finanzierungslücke von 20 Millionen Pfund mit seiner Stiftung zu decken, obwohl sie damals erheblich weniger Einnahmen generierte. Konkret bedeutete das, ein Darlehen aufzunehmen und es innerhalb weniger Jahre mit Spenden zurückzuzahlen – was Charles später vor laufender Kamera als «schreckliches Risiko» beschreiben sollte. Nach

der Weltfinanzkrise habe er schlaflose Nächte gehabt. In der internationalen Presse war zuerst von «his biggest gamble» die Rede und danach vom «million pound disaster».

Offenkundig wollte der Prinz sich und der Welt etwas beweisen: dass er es alleine schaffen und die Schulden ohne den Staat und ein ihm bereitgestelltes Budget stemmen könne. Lagen

Offenkundig wollte der Prinz sich und der Welt etwas beweisen: dass er es alleine schaffen könne.

seine Ziele in der Wohlfahrt und im Denkmalschutz, bildeten Mut und Überzeugungskraft die Voraussetzungen für das Gelingen. Ob es ihn nicht störe, ständig um Geld zu betteln, wollte Alan Titchmarsh in seiner Fernsehreportage über das Projekt wissen. «Ja, es ist furchtbar», antwortete Charles. «Aber so ist es eben. Wenn man es kann!» Dass er es kann, zeigte sich nach fünf Jahren und etlichen Fundraising-Abenden in den Räumen von Dumfries House. Bis 2012 waren 31 Millionen Pfund im Spendentopf. Welche Peinlichkeiten dafür in Kauf genommen wurden, ist bis heute ein Rätsel, das nicht nur eine neugierige Öffentlichkeit, sondern laut *Sunday Times* auch schon die Polizei beschäftigt.

Die Frage steht im Raum, ob es zu Gegenleistungen für Spenden gekommen ist – die damit nicht in der Weise uneigennützig wären, wie es diverse Dankestafeln glaubhaft machen. Die Stiftung des Königs, die Dumfries House als ihren Hauptsitz nutzt, ist nach Mutmassungen über «cash for honours» und «cash for access» auf jeden Fall gewarnt: Orden oder gar Staatsbürgerschaften für einzelne Geldgeber sind

weder durch den Ehrgeiz noch durch die hehren Ziele des Königs zu rechtfertigen. «Honni soit qui mal y pense», mag das Motto des englischen Hosenbandordens sein, aber es taugt längst nicht mehr als Handlungsmaxime.

Zwei Bauwerke wurden zum Symbol der Krise: der Brunnen, der die Sicht auf den Haupteingang versperrt und nach dem Saudi Mahfouz Marei Mubarak bin Mahfouz benannt wurde. Er hatte 1,5 Millionen Pfund gespendet und bekam 2016 von Charles einen Orden. Und die Wohnsiedlung Knockroon. Sie liegt ausserhalb des Dumfries Estate und am Rand der Ortschaft Cumnock. Charles hatte sie zur Refinanzierung des Darlehens entworfen und wollte ursprünglich 600 Häuser und Wohnungen bauen. Es sind nie mehr als 150 geworden – immerhin nach denselben ökologischen und handwerklichen Regeln, die für die Mustersiedlung Poundbury gelten, die Charles vor dreissig Jahren als Herzog von Cornwall in Dorset gegründet hatte. Als sich keine Käufer für Knockroon fanden, sprang mit 1,7 Millionen Pfund ein Mann ein, der 2021 mit der Renovierung von Boris Johnsons Londoner Wohnung Schlagzeilen machte: David Brownlow. Er hatte 2013 seinen 50. Geburtstag in Dumfries House gefeiert, war 2018 aus dem Kuratorium der Stiftung ausgetreten und wurde 2019 zum Lord ins Oberhaus erhoben – wieder von Charles persönlich.

Die Lage, in die sich der König mit dem Erwerb von Dumfries House gebracht hat, ist nach Auffassung mancher Beobachter mustergültig für das Geschäftsgebaren und den finanziellen Zustand der Krone. Trevor Abrahamson, der in London als Händler sündhaft teurer Immobilien einen Namen hat, charakterisiert sie

als «cash-poor and asset-rich»: Man habe relativ wenig flüssiges Geld, aber erhebliche Vermögenswerte, die sich im Notfall als Sicherheit einsetzen liessen.

So brachte ein einziger Bücherschrank von Thomas Chippendale, der 2007 im Versteigerungskatalog mit einem Wert von mehr als 5 Millionen Franken aufgeführt wurde, ein Vorabgebot von 12 Millionen Pfund. Christie's lehnte es mit der Begründung ab, man rechne mit dem doppelten Versteigerungsergebnis. Obwohl nie ein realer Preis zustande kam, weil der Schrank Teil der Kaufmasse war, dürfte der Gesamtwert des Interieurs die Kaufsumme des Estate übertreffen – und den wackeligen Kredit von damals allemal.

Gefälschte Picassos und Dalís

Unterdessen wurde auf dem Gelände von Dumfries House mit geschätzt 120 Millionen Franken eine perfekte Welt geschaffen – eine Parallelwelt geradezu, die sich nach dem erklärten Willen des Königs wirtschaftlich selbst tragen soll, am besten klimaneutral. Nichts deutet im weitläufigen Park und in den sorgfältig angelegten Gärten, im Gästecafé oder in der noblen Herberge «Dumfries House Lodge» darauf hin, dass Charles ab sofort an der Spitze einer hochverschuldeten britischen Gesellschaft steht, die auch ökologisch hinter europäischen Standards bleibt. Selbst die Armut der unmittelbaren Umgebung gerät schnell in Vergessenheit. Es scheint, als sei das Reich in bester Verfassung.

Wie leicht es ist, sich vom Blendwerk der Anlage hinreissen zu lassen, wird einem während der Führung durchs Haupthaus mit einem Augenzwinkern erläutert: Zwei Türmchen, die sich links und rechts auf zwei Vordächern

befinden, sollen den Blick ablenken von den wichtigen Anbauten dahinter, die erst Ende des 19. Jahrhunderts entstanden.

Ein anderer Bluff, der sich 2017 in der Gestalt von gefälschten Werken der Maler Pablo Picasso, Salvador Dalí, Claude Monet und Marc Chagall ins Haus geschlichen hatte, ist mittlerweile aufgefliegen und – mitsamt dem Geschäftsführer der Stiftung – rausgeschmissen worden.

Vielleicht sind es auch diese Illusionen, die die Menschen motivieren, zahlreich zu kommen. Der Besucherparkplatz wurde erst vor wenigen Wochen vergrössert – zum zweiten Mal. Wer in der Nähe wohnt, führt den Hund aus, picknickt im Park oder lässt sich auf Empfehlung des Hausarztes im «Wellness Centre» kostenfrei behandeln.

Andere, die aus der Ferne anreisen, wollen einmal da gewesen sein – vielleicht für ihre Hochzeit, vielleicht aus Interesse an der Architektur von Robert Adam und Robert Weir Schultz, vielleicht an den Möbeln von Thomas Chippendale, Francis Brodie und Alexander Peter – oder viel-

Das Gelände steht für alle offen und ist mehr als ein Vergnügungspark fürs Volk.

leicht am König selbst. Ihm kann man auf einem prächtigen Ölgemälde an der Réception ein wenig näher kommen. Da es allerdings strikt verboten ist, das Bild zu fotografieren, bleibt es ein flüchtiger Moment für diejenigen, die nicht zur dritten Gruppe zählen und eine persönliche Einladung in der Tasche tragen. Sie sparen sich rund zwanzig Franken für die Führung und dürfen im Haupthaus wohnen – wo auch der König einige private Räume besitzt.

Damit hat er genau genommen auch in Dumfries House ein «flat above the shop» – unten Konferenzen, Führungen, Hochzeiten und oben Verschnaufen. Zugleich hat er dank seiner Vorstellungskraft einen Ort geschaffen, der Vorbildcharakter hat in einem Land, das von der Klassengesellschaft zerfressen ist. Mag sich die vermögende Schicht auch weiterhin für ihre Deals und Partys im Haupthaus treffen. Das Gelände steht inmitten einer verwahten Gegend für alle Menschen offen und ist mehr als ein Vergnügungspark fürs Volk. Abgesehen von mittlerweile mehr als 300 Arbeitsplätzen, kommen Studenten, Künstler, Botaniker, Landwirte genauso wie Mütter, Väter, Kinder oder Grosseltern, um zu entspannen, zu lernen – und um miteinander zu sprechen. Die Kommunikation und der gegenseitige Goodwill sind wahrhaft britische Traditionen.

Wer weiss – vielleicht wird sich Charles demnächst doch noch einmal dem Buckingham Palace widmen – und «The House» in «The Open House» verwandeln. Für London wäre es ein grosses Geschenk.



Klimaneutrale Parallelwelt: Gemäldegalerie in Dumfries House.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Martin Tillmann
arbeitet als
Filmkomponist in
Hollywood. Jetzt tritt
der Zürcher mit seinem
E-Cello in Zürich auf.
Benjamin Bögli, Seite 68



Symbiose mit dem Unerklärlichen, Unfassbaren, Unbekannten.

Jean-Honoré Fragonard, Lesendes junges Mädchen, 1776–1850 – Die Geheimnisse des Seins finden ihre Geschichten in Büchern, die meisten jedenfalls. In jedem Buch findet man Worte über sich selbst, seinen seelischen Nukleus, nicht nur in Romanen und Novellen, sogar in Sachbüchern über Hydraulik etwa lernen und erfahren wir etwas über die Rätsel in uns.

Beinahe nichts anderes schuf den Menschen so sehr wie die Sprache und die Worte, mit denen er seinen Welten Ausdruck gab. Narrative verbanden ihn schon immer; mit der Welt, den andern, mit sich selbst. Die Erzählungen über all jenes uns bewusste und unbewusste schufen unsere Bilder von allem und erweiterten sie, Satz für Satz, Wort für Wort.

Lesen verbindet unsere beiden wesentlichen Welten, jene in und jene ausserhalb von uns, die Worte lassen uns schweben von einer zur anderen. Es tröstet uns über die Verluste, die wir in der einen oder andern erleiden, es steigert das Glück, in der einen oder andern zu sein. Es gibt, so scheint es gelegentlich, keine glücklichere Symbiose mit all dem Unerklärlichen, Unfassbaren und Unbekannten, als wenn wir eintauchen in die Welt jener Geschichten, die uns begleiten und tragen.

Vielleicht hat Jean-Honoré Fragonard (1772–1806) daran gedacht, als er das lesende Mädchen malte in ihrer existenziellen Versunkenheit im fast unerschöpflichen Kosmos der Worte. Und fast ist man geneigt zu behaupten, nur wer liest, kann sich selbst erzählen, aber das stimmt nicht; nur wer sich erzählt, kann sich selbst lesen.

Es soll, so liest man, so viel gelesen werden wie noch nie, und noch nie war die Welt so voller Worte wie in unseren Zeiten. Aber das trügt, weil es bloss noch Worte sind, kurze Sätze allenfalls, die ohne grosse Geschichte erscheinen in einer virtuellen Welt, und die, kaum sind sie getippt, nicht wie eine Welle sich über einen Ozean bewegen, sondern sogleich absinken in einen Schlund des Vergessens. *Michael Bahnerth*

Meister des Worts

Wenn einer das absolute Gehör für Sprache, ihre Schattierungen und Notwendigkeiten hatte, dann war es Truman Capote.

Matthias Matussek

Truman Capote: Die Hunde bellen. Alle Reportagen, Porträts und Reiseskizzen. Aus dem Amerikanischen von Marcus Ingendaay. Kein & Aber. 912 S., Fr. 26.90

Als schliesslich bei Brest-Litowsk, also auf russischer Seite, der Speisewagen angehängt wird, sind die Erwartungen des «Porgy & Bess»-Ensembles, das in den 1950er Jahren als Botschafter des Friedens und der Künste das gruselige Sowjetimperium bereist, auf das schönste und höchste gespannt.

Endlich russische Hausmannskost: Kaviar und Wodka bis zum Abwinken! Hm. Es kommt zunächst Himbeerwasser und Joghurt auf das zerschlissene, gestärkte Linnen. Und dann kann der kulinarische Absturz nicht grausamer und damit schöner in Worte gefasst werden, denn es ist Truman Capote (1924–1984), der die Truppe begleitet: «Der nächste Gang jedoch bestand aus Wassersuppe mit einer Einlage aus hartleibigen Nudeln, die wie ersoffene Baumstämme am Grund des Tellers lagen.» Nudeln als ersoffene Baumstämme!

Getuschel mit Marilyn Monroe

Nachzulesen ist diese Trouvaille in einem sechs Zentimeter dicken, 900 Seiten starken Pocketbook im Verlag Kein & Aber, bei dem man sich erstens fragt, in welche Tasche dieser Ziegelstein wohl passen soll, und zweitens: Wann hat es je eine geistreichere und stilistisch glanzvollere Sammlung von Klatsch und Tratsch, von Sentimentalität und Bösartigkeit, von Poesie und Gnadenlosigkeit gegeben? Dieses Prachtstück von Buch versammelt erstmals alle Reportagen, Porträts und Reiseskizzen des ewigen amerikanischen Wunderknaben in einem Band, darunter auch Texte, die noch nie in Buchform veröffentlicht wurden.

Statt Parteiprogrammen sollte man jedem angehenden Journalisten diesen Reader in die Hand drücken. Hier könnte er lernen, wie er vorurteilsfrei und neugierig Gesprächspartnern gegenübertritt, egal, ob es sich um einen Mörder in der Todeszelle, um Marlon Brando oder

die Putzfrau handelt, und wie er diesen die Melodie ihres Lebens ablauscht sowie bestgehütete Geheimnisse – um sie selbstverständlich, er ist auch Klatschreporter verdammt noch mal, auszulaudern, aber dies auf eine Weise tut, die jeden Verrat rechtfertigt, weil er ihn in Schönheit und Eleganz verwandelt.

Da sind die wundervollen Gesprächsporträts mit Prominenten, etwa Marlon Brando, der auf den Matten in seinem Hotel in Kyoto liegt wäh-

Als Journalist legte dieser stilistische Herumtreiber die Latte auf Rekordhöhe.

rend der Dreharbeiten zu «Sayonara», einer absolut lächerlichen Produktion, Apfelkuchen in sich hineinschaufelt und über das Leben sinniert und ob er nicht doch die Schauspielerei an den Nagel hängen sollte.

Oder das verkicherte Getuschel mit Marilyn Monroe bei einer Prominentenbeerdigung. Welches sich dann erstaunlich unflätig in einer Bar auf dem Hollywoodboulevard fortsetzt, wo er der beschwipsten und erstaunlich vulgären Marylin entlockt, dass sie sich in Arthur Miller verknallt hat. «Wenn irgendjemand davon erfährt, bringe ich dich um. Oder ich lasse dich umlegen. Ich kenne da ein paar Jungs, die würden das nur zu gern für mich tun.»

Oder Mae West auf einer Party, «die geschwungenen Augen, die gleichsam flügel-schlagenden Lider, die weisse Haut, weiss wie das Maul einer Mokassinschlange». Abgesehen davon, dass dies wohl ein hinreissend zischelnder Vergleich ist für die Haut einer spöttischen Filmgöttin, wusste Capote sehr genau, wie es aussieht, dieses Schlangensmaul; er wurde als Kind davon gebissen. Das war in einem Fluss in Monroeville, Alabama, wo er nach der Scheidung seiner Eltern bei seiner Grossmutter aufwuchs. Das Nachbarmädchen damals war Harper Lee, anderthalb Jahre jünger, die später den Welterfolg «To Kill a Mockingbird» schrieb und lebenslang eine Freundin blieb.



«Entweder man ist ein Schriftsteller

Schon bevor er in die Schule ging, hatte sich Truman Schreiben und Lesen selber beigebracht. Er lief ständig mit einem Wörterbuch und einem Notizbuch herum und wurde wegen seiner Brille mit dem Übernamen «Frosch» gehänselt – so beginnen grosse Aussenseiterkarrieren. Mit acht wusste er, dass er Schriftsteller werden wollte, also Geschichtenerzähler und Zauberer, schrieb mit elf seinen ersten Roman und veröffentlichte die erste von vielen weiteren Kurzgeschichten mit sechzehn. Mit achtzehn jobbte er als Bürobote beim renommierten *New Yorker*, bevor er rausflog, weil er den grossen Dichter Robert Frost beleidigt hatte; was keinen Capote-Fan überraschen dürfte.

Trotziger Blick

Eigentlich ein langweiliger Job, resümierte er später, aber immerhin habe er ihn davon abgehalten, ein College zu besuchen. «Entweder man ist ein Schriftsteller oder eben nicht.»



oder eben nicht»: Autor Capote (1924–1984).

Lernen kann man es auf jeden Fall nicht, aber üben, als Kind und Jugendlicher tat er nichts anderes, er schrieb obsessiv, täglich, stundenlang, um jene Musikalität auszubilden, die sein Werk prägt.

Mit seinen Short Stories, die im *New Yorker*, *Harper's Magazine*, *Atlantic Monthly* erschienen, etablierte er sich und erhielt den Vorschuss für einen Roman, in dem er die Suche nach seinem Vater als Kindheitserlebnis in einem düsteren Südstaatenanwesen in einem traumartigen, stimmungsgrellen Figurentableau aus Transvestiten und Schwulen beschreibt – und damit schliesslich sein eigenes homosexuelles Coming-out.

«Andere Stimmen, andere Räume» machte ihn zum Skandal und zum Star, womit er seine Doppelbestimmung gefunden hatte. Nicht unwichtig war das Autorenfoto von Harold Halma auf dem Umschlag, das ihn, den Twen, mit einem trotzigem, herausfordernden

Blick zeigte, das seinen Fan Andy Warhol, der ihm Liebesbriefe schrieb, zu einer eigenen Show mit Zeichnungen inspirierte.

Er schrieb früh Autobiografisches, schrieb journalistische Sachen wie die Reisereportage der «Porgy & Bess»-Truppe, ja, er klimperte in allen Genres, mit Mitte zwanzig stiess er zum Broadway, verwandelte seine Novelle «Grasharfe» in ein Theaterstück, schrieb ein Drehbuch mit John Huston und schuf schliesslich mit «Holly Golightly» die entzückendste lebensuntaugliche Herumtreiberin und Lügnerin, die je die Leinwand verzauberte, als sie von Audrey Hepburn im Film «Breakfast at Tiffany's» verkörpert wurde – wer könnte schon «Moon River» vergessen oder jene Schlusszene, in der Holly die räudige Katze in den Regen hinausjagt und sich dann auf die verzweifelnde Suche nach ihr begibt?

Schandmaul

Wenn einer das absolute Gehör für Sprache, ihre Schattierungen und stilistischen Notwendigkeiten hatte, dann war es wohl Truman Capote, so sehr, dass der von sich selbst durchaus überzeugte Norman Mailer zugestehen musste: «Er

ist der perfekteste Schreiber meiner Generation.» Und als Journalist legte dieser stilistische Herumtreiber ein paar Jahre später die Latte auf Rekordhöhe, als er die Notiz über

Aber am schönsten ist das Konversationsporträt mit seiner puerto-ricanischen Putzfrau Mary.

den unerklärlichen Mord an einer Familie im ländlichen Kansas las, sich in den Fall verbiss, unter Freunden und Verwandten der Opfer recherchierte und schliesslich die Mörder im Knast besuchte und ihr Vertrauen gewann. Der Kritiker Kenneth Tynan warf ihm vor, nichts unternommen zu haben, um die geständigen Mörder vor dem elektrischen Stuhl zu retten, etwa durch weitere psychiatrische Gutachten, nur um sich die grausame Schlusspointe nicht zu vermässeln.

Capote bewies in der Niederschrift seines Tatsachenromans tatsächlich das, was er den Tätern vorwarf, nämlich Kaltblütigkeit. Anders gesagt: Er lieferte keinen erdachten Relotius-Schmarren ab, sondern recherchierte rund vier Jahre lang, drehte jeden Stein um, schrieb und sichtete Tausende Seiten an Protokollen – und begründete das Genre der «True Crime Novel».

Sicher aus Neigung, aber auch für sein grosses Vorhaben, seine Zeit in einem grossen Amerikaroman mit dem Titel «Answered Prayers» zu porträtieren wie Marcel Proust die Gesellschaft seiner Tage, stürzte er sich in den Jetset und sammelte Klatsch und Tratsch. Gore Vidal meinte, Capote habe mit einigem Erfolg versucht, in jene Welt einzudringen, der er, Vidal, ein entfernter Stiefbruder Jacqueline Kennedys, mit einigem Erfolg zu entfliehen versuchte.

Natürlich erkannten sie sich in dem im *Esquire* vorabgeruckten Kapitel wieder: Jackie Kennedy und Gloria Vanderbilt, Prince Charles samt anderen Royals und die Unzahl übriger ungekrönter Society-Ladys. Capote wollte wohl einfach Druck aus dem Kessel nehmen. Vielleicht konnte er auch einfach sein Schandmaul nicht halten, aber es war sein sozialer Tod. Er trank, schmiss Pillen, vergeudete sich auf Partys im «Studio 54» und starb mit sechzig, was wiederum Vidal eine «kluge Karriereentscheidung» nannte.

Mit Colette auf ihrer Bettkante

Doch der vielfarbige Marmorbruch zu diesem nonfiktionalen Romanvorhaben lässt sich in diesem Pocketbook mit dem allergrössten Vergnügen durchstreifen und seine Vermessenheit erahnen. Dieses wunderbare Selbstgespräch über Gott und die Angst vor dem Tod! Das erlauschte Gespräch zwischen Cocteau und Gide, das Gespräch mit der alten Colette auf ihrer Bettkante.

Aber am schönsten dann wohl doch dieses Konversationsporträt mit seiner puerto-ricanischen Putzfrau Mary. Er begleitet sie bei ihrem «Tagewerk». Wie sie den Dreck fremder Leute beseitigt und diese dadurch kennenlernt. «Kaugummi, Lippenstift, Mayonnaise, welche Frau legt sich in so ein Bett.» Bei der Dichterin muss sie nur Staub wischen. Capote blickt auf das Blatt in der Schreibmaschine. «Sylvia Plath, ich hasse dich.» Das Schönste sind die Joints, die Mary in einer Dose mit sich führt. In der Wohnung der Berkowitzs kommen die beiden auf Touren, stellen das Radio an und räumen den Kühlschrank leer.

Dann schneien überraschend die Mieter rein. Natürlich wird Mary gefeuert. Macht ihr nichts aus, sie mochte die Leute eh nicht.

«Capote: Ich bete für dich, Mary.

Mary: Ach, für mich brauchst du nicht zu beten. Ich bin schon gerettet ... bete für all die verlorenen Seelen in der Dunkelheit.»

Impresario der Kampagnenkunst

Holger Fuss

Benjamin von Stuckrad-Barre: Noch wach?
Kiepenheuer & Witsch. 384 S., Fr. 33.90

Ein Marketingprofi dürfte angesichts des Reklamefeldzugs zu Benjamin von Stuckrad-Barres Roman «Noch wach?» glänzende Augen bekommen haben. Monatlang wurde über das Buch getuschelt. Wohldosiert wurden Hinweise in Presseartikel gestreut. Rezensionsexemplare wurden nicht wie sonst vorab versendet. Suggestiert wurde, dass das Buch womöglich im Vorfeld verboten werden könnte. Von einem Schlüsselroman war die Rede, vor dem der Springer-Verlag und sein Vorstands-

chef Mathias Döpfner zitterten. Je näher der Erscheinungstermin rückte, umso vernehmlicher waren die Einschläge: Im Internet kursierten Videoclips, in denen Prominente aus Medien und Kultur eine Kapitelüberschrift intonierten: «Dann müssen sich die Frauen auch nicht wundern.»

Eine Woche vor dem Tag X zündete die *Zeit* eine erste Sprengladung und versuchte, Döpfner mit der Veröffentlichung privater Chat-Nachrichten blosszustellen. Darin sollte der Verleger Ostdeutsche, Angela Merkel und Muslime beleidigt haben. Die meist nächtens getippten Kurznachrichten waren jedoch schlimmstenfalls nachlässig formuliertes Jungsgerede, wie es an jedem Biertresen ertönt. Für die *NZZ* hatte sich die *Zeit* mit dem vermeintlichen Scoop blossblamiert – für Stuckrad-Barres Buchmarketing war es der reine Glücksfall. Döpfner war als Bösewicht auf der Bühne eingeführt.

Die Buchpremiere im neobarocken grossen Haus des Berliner Ensembles war seit Wochen ausverkauft, durchs Foyer schritt die Kulturschickeria der Hauptstadt mit andachtsvollem Gesicht, als sei das Land nach der Veranstaltung nicht mehr dasselbe. In den Feuilletons plopten die ersten Rezensionen auf, der *Spiegel* brachte Stuckrad-Barre auf dem Titel: «Wie viel Wahrheit steckt in Ihrem Roman?» Die Ge-

*Die Dramaturgie ist konfus,
das Personal wird kaum erläutert
und plappert seitenlang drauflos.*

burtswehen dieses Buches waren bereits ein gewaltiges Epos voller Schmutzlachen, Winkelzüge, Konspirationen, Bosheiten, untermalt von der Entschlossenheit zum Guten, so dass der Roman selber nichts Geringeres sein konnte als der Urknall für alle Werke, die jemals nach ihm kommen werden.

Und dieser Eindruck würde noch heute im Raum schweben, hätten sich nur alle darauf verständigt, dieses Buch niemals aufzuschlagen. Doch nun ist das Buch geöffnet. Es soll ja Menschen geben, die glauben, etwas sei grosse Literatur, wenn es sich mühsam liest. Solche Leser werden an Stuckrad-Barres Roman ihre Freude haben. Die Dramaturgie ist maximal konfus, das Personal wird kaum erläutert und plappert seitenlang drauflos – ohne Anführungszeichen. Oft muss der Leser raten, wer gerade spricht.

Deshalb ist es ratsam zu wissen, dass es 2021 beim Springer-Verlag eine #MeToo-Affäre gab. Einige Mitarbeiterinnen hatten über Techtelmechtel mit dem *Bild*-Chefredaktor Julian Reichelt berichtet und ihm Machtmissbrauch vorgeworfen. Reichelt wurde im Oktober 2021 entlassen und bestreitet die Vorwürfe bis heute.

«Okay-Sein gegen Evil-Sein»

Stuckrad-Barre selbst tritt im Roman an als namenloser Ich-Erzähler und schildert seine jahrelange enge Freundschaft zu Mathias Döpfner. Im Roman ist Döpfner der Chef eines Berliner Krawallsenders nach dem Vorbild von *Bild-TV*, und dessen Chefredaktor ist wohl dem Ex-*Bild*-Mann Reichelt nachempfunden. Dieser Chefredaktor wettet gegen den links-grün versifften Mainstream und bringt es trotz eines beachtlichen Arbeitspensums fertig, tagsüber wie des Nachts sich unzähliger junger Frauen in seinen Redaktionen geschlechtshalber zu bemächtigen. Der Sender-Chef weiss davon, lässt ihn gewähren und vertuscht am Ende alles.

Was wohl als Ballade des Machtmissbrauchs gedacht war, ist zur tristen Angestellten-novelle geraten, in der karrierelüsterne Jungredaktorinnen auf dem Weg nach oben ins Bett des Chefredaktors stolpern, um hernach über ihren Opportunismus zu lamentieren, über ihre Autoritätshörigkeit und ihre Mut-



Erwartungsspannung: Autor Stuckrad-Barre.

losigkeit, sich aus ihren Abhängigkeiten zu befreien. Die Geschichte mäandert zwischen Raucherpausengeschwätz, Drogenkonsum, Selbsthilfegruppen und Therapiesitzungen sowie absurd-dekadenten Fluchten an einen Hotelpool in Los Angeles inmitten von Hollywood-Celebrities.

Erzählt wird mit einer ermüdenden Flapsigkeit, die an den Jugendjargon der 1980er Jahre erinnert. «Da wurde es dann so talkshowig» und «so etwas bescheuert fernsehkommisnarig» und «so richtig boomerig», und irgendwo «geht es ja hier um Okay-Sein gegen Evil-Sein». Nun mag einer einwenden, dies sei ja Popliteratur, und in diesem Genre gehöre eben die Sprachbehinderung zum Identitätsmodell. Der Szene-Nestor Joachim Lottmann hat «die Funktion der Popliteratur» als den «Stachel im Fleisch des deutschen Kulturkörpers» bezeichnet. Immerhin kann diese Definition selber als feinste Popliteratur gelten, denn sie klingt fabelhaft, hat nur nie gestimmt.

Stuckrad-Barre mag davon träumen, ein bedeutender Popautor zu sein, das grössere Talent hat er als Impresario der Kampagnenkunst. Er kann wunderbar Erwartungsspannung entfachen und sollte im Moment, da der Vorhang sich hebt, mit der Abendkasse durch den Hinterausgang verschwinden.

Spatzentrost in düsterer Zeit

Herbert Cerutti

Clare Kipps: Clarence und Timmy. Meine Wunderspatzen. Aus dem Englischen von Elisabeth Schnack und Ursula von Wiese. Lenos. 239 S., Fr. 26.–

Als im Zweiten Weltkrieg in London die Bomben fielen, sorgte im Luftschutzkeller ein besonderer Gast für Unterhaltung. Der Spatz Clarence lieferte ein Programm, das für kurze Zeit die sorgenvollen Gesichter der Erwachsenen aufhellte und die verängstigten Kinder zum Lachen brachte. Seine Ziehmutter Clare Kipps, die im Zivilschutz diente, nahm den Vogel jeweils in einem kleinen Käfig zu den verschiedenen Einsatzposten mit, wo er das quälende Warten während des Alarms erträglicher machte.

Zu Beginn seiner Vorstellung kämpfte er mit seinem Schnabel um eine Haarnadel, bis er triumphierend mit der Beute in den Käfig zurückkehrte. Eine Glanznummer war der Luftschutzkeller-Trick. Auf den Ruf «Fliegeralarm» rannte er sofort in die Handmuschel von Clare, sass minutenlang still im improvisierten Schutzraum und steckte schliesslich das Köpfchen hervor, als wollte er fragen, ob schon Entwarnung sei. Seine «Hitlerreden»



Treuer Diener des Vaterlands: Findling Clarence.

erlangten schliesslich Berühmtheit, weit über das Schutzraumpublikum hinaus: Clarence hob einen Flügel wie zum Nazigruss. Dann schwatzte er minutenlang, erst feierlich und laufend feuriger werdend bis zum schrillen Crescendo. «Kein Spatz diente seinem Vaterland jemals so treu und brav», schrieb Clare Kipps 1953 in ihrem Buch «Sold for a Farthing» über ihren Schützling.

Timmys goldgeflamnte Weste

Der Start ins Leben war für den Spatz alles andere als einfach. Zurück von einem Einsatz, fand Clare Kipps im Juli 1940 auf der Türschwelle ihres Bungalows ein winziges Vögelchen, das vermutlich aus dem Nest gefallen war. Sie nahm das nackte, blinde und scheinbar leblose Tierchen in Obhut und träufelte ihm alle paar Minuten einen Tropfen warme Milch in die Kehle. Dank liebevoller Pflege brachte sie den Findling über die Runden. Als sie den Vogel freilassen wollte, merkte sie, dass der rechte Flügel verkrüppelt gewachsen und auch der linke Fuss missgebildet war. Die Tierfreundin adoptierte das Geschöpf.

Sie spielte für den Spatz stundenlang Klavier, bis er sie bei Chopin mit seinen Trillerkadenzen begleitete. Er kuschelte sich in ihren Ausschnitt und schlüpfte für die gemeinsame Siesta unter die Bettdecke. Mit zwölf Jahren erlitt der Vogel einen lähmenden Anfall. Ein Tierarzt behandelte den Patienten mit diversen Medikamenten. Zurück zur früheren Lebhaftigkeit verhalf ihm jedoch eine Kur mit Champagner. Im August 1952 starb der Spatz schliesslich an Altersschwäche.

1955 bat man Clare Kipps, einen Sperling bei sich aufzunehmen, dessen Betreuerin ver-

storben war. Clare hatte zwar keine Lust, die wiedergewonnene Freiheit für ein neues Tier aufzugeben. Trotzdem gab sie dem Heimatlosen einen neuen Hort. Im Gegensatz zu Clarence war Timmy «mit seinem zimtgoldenen, tiefbraunen Mantel, der goldgeflamnten Weste und den tabakbraunen Kniehosen ein aristokratisches Exemplar», schwärmt die Autorin in ihrem zweiten Buch. Timmy war ebenfalls sprachbegabt, sang das hohe C und trällerte die Nationalhymne. Im Gegensatz zum sanften Clarence zeigte er ein herrisches Gebaren, pickte mit seinem Schnabel auf Hand

Bei Chopin mit seinen Trillerkadenzen kuschelte er sich in ihren Ausschnitt.

und Hals, weshalb sich Clare eher als Sklavin sah. Was ihrer Liebe und Bewunderung für den Vogel keinen Abbruch tat.

Die Geschichten der beiden Spatzen fanden Bewunderung bis nach Japan. 1956 und 1978 erschienen sie auch in deutscher Sprache. Die jetzt publizierte Gesamtausgabe erweckt die Story zu neuem Leben. Der Text dürfte allerdings dem ernsthaften Zoologen kaum gefallen. Denn die schrullige Engländerin spricht ungeniert von einem weiblichen Sperling als «schüchternem Jüngferchen, welches ihr mädchenhaftes Erröten versteckte», von «Ödipuskomplex und der Sohnesliebe» von Clarence, wenn er statt einer vorwitzigen Vogeldame ihr den Hof machte. Im Epilog sieht sich Clare Kipps immerhin als blosse Beobachterin und Liebhaberin des Sperlings, denn es stehe ihr keine wissenschaftliche Bewertung zu.

«Krieg hat keinen Vorgesetzten»

Alexander Grau

Alexander Kluge: *Kriegsfibel* 2023.
Suhrkamp. 126 S., Fr. 24.90

Es beginnt mit einer seltsam anrührenden Szene. Wir schreiben das Jahr 1908. Eine nicht mehr ganz junge Mutter stillt ihr Kleinkind und wartet auf ihren Ehemann, der pünktlich um 13 Uhr zum Essen aus dem Büro kommen wird. In 36 Jahren, überlegt die Mutter, wird das Kind so alt sein wie sie jetzt. Was sie nicht wissen kann: In 36 Jahren, also im Jahr 1944, werden Frauen um ihr Leben laufen, Schutz in Kellern und in Luftschutzbunkern suchen. Die Mutter in dieser kleinen Geschichte ist die Grossmutter Alexander Kluges, der Säugling seine Mutter Alice. Ein Foto von ihr ist dem Text beigegeben. Da ist Alice vielleicht zwölf Jahre alt. Der Erste Weltkrieg ist soeben vorbei. Bis zum nächsten Waffengang sind es keine zwanzig Jahre mehr.

Schnitt: Es ist der 8. April 1945, ein Sonntag. Der dreizehnjährige Alexander Kluge erlebt die Zerstörung seiner Heimatstadt Halberstadt durch amerikanische Bomberverbände. Wie die meisten dieser Angriffe ist auch dieser vollkommen sinnlos. Drei Tage später besetzen amerikanische Truppen die Stadt beziehungsweise das, was von ihr übrig ist. Noch einmal Schnitt: Eine Mutter verliert ihre drei Kinder bei einem Angriff auf einen Flüchtlingstreck. Vorerst letzter Schnitt: Eine andere Mutter flieht mit ihren sechs und noch ein paar fremden Kindern in die Sandsteinhöhlen in die Halberstädter Spiegelsberge.

Das Gefängnis der Pflicht

Alexander Kluges «*Kriegsfibel* 2023» ist ein Mosaik, eine multimediale Collage aus Textfragmenten, Erinnerungen, Reflexionen, Fotografien, Kunstbildern und Illustrationen. Und wer die Neigung hat, beim Lesen und Denken zum Smartphone zu greifen, kann sich dank QR-Codes kurze Filme anschauen. Dabei führt Kluge den Leser durch den Krieg in all seinen Facetten, durch Kriegsimpressionen, Geschich-



Man erniedrigt keine besiegten Gegner: Krieg in der Ukraine, 2022.

ten von Waffen, Waffensystemen, gescheiterten Helden und verantwortlichen Politikern. Da ist Generalmajor Walther von Hünersdorff, dem

Bismarck weiss, welch hohen Preis man für solche Kindereien in Zukunft einmal zahlen wird.

während der Panzerschlacht von Kursk ein Geschoss erst den Arm und Stunden später sein ganzes Gesicht zertrümmert; eine Woche später stirbt er in dem Feldlazarett, das von seiner Frau geleitet wird. Da ist Ernst Jünger, der von seinen Vorgesetzten im Herbst 1942 in den Kaukasus geschickt wird, mitten hinein in die sich anbahnende militärische Krise.

In der Festung Douaumont explodieren am 8. Mai 1916 Munitionsdepots. Im Hundertjährigen Krieg entkommen fünfzig französische Gefangene ihrer Exekution durch die Engländer nur durch einen Zufall des Wetters. Und einen Tag nach der Schlacht bei Königgrätz, am 4. Juli 1866, sitzt der preussische Ministerpräsident Graf Bismarck in seinem Zimmer und weint vor Wut, Ohnmacht und Niederlagenheit. Sein König nämlich beharrt auf einer Siegesparade in Wien. Bismarck, der Vorausschauende, weiss, welch hohen Preis man für solche Kindereien in Zukunft einmal zahlen wird. Man erniedrigt keine besiegten Gegner.

Alexander Kluge, Universalkreativeur, Filmemacher, Schriftsteller, Künstler und ursprünglich Jurist, hat mit seiner «*Kriegsfibel*» ein klei-

nes, aber beeindruckendes Kompendium des Irrsinns vorgelegt, den wir Krieg nennen. Kontur bekommt Kluges Text-Bild-Montage durch persönliche Erinnerungen oder kurze Reflexionen – sei es über die Aggression oder das Gefängnis der Pflicht.

Angelehnt ist Kluges Buch an Bertolt Brechts «*Kriegsfibel*», ein ebenfalls collagenhaft angelegtes Lyrikwerk, veröffentlicht 1955. Der offensichtliche Anlass für Kluges Buch, der Überfall Russlands auf die Ukraine, ist in jedem Textfragment, jeder Zeile präsent. Direkt erwähnt wird er nur selten. Einmal in einem Bericht eines für einen westlichen Geheimdienst tätigen Ukrainers. Einmal anlässlich eines Vorfalls aus den ersten Tagen des Krieges, als ukrainische Zivilisten russische Panzer stoppten. Putin selbst taucht nur in zwei zitierten Papieren des deutschen Geheimdienstes auf. Das eine schätzt ihn als defensiv-aggressiv ein, das andere als grundlos aggressiv.

Umso interessanter ist die Hintergrundmelodie der Textstücke, Bilder, Anekdoten und Reflexionen. Sie intoniert das Motiv von der Unbeherrschbarkeit des Krieges. Nur Naivlinge oder Dummköpfe glauben, Kriege unter Kontrolle zu haben. Das ist eine gefährliche Illusion. Schon Carl von Clausewitz warnte davor. Doch insbesondere Politiker verdrängen diese Unbeherrschbarkeit des Krieges und die ihm innewohnende Eigendynamik immer wieder. «Krieg hat keinen Vorgesetzten», schreibt Kluge. Man wünscht sich, dass einige Verantwortlichen diese Zeilen lesen.



Hoffnungsloser Fall

Daniel Weber

Lukas Bärfuss: Die Krume Brot. Rowohlt. 224 S., Fr. 30.90

In seinen Kolumnen und Stellungnahmen gibt der Thuner Schriftsteller Lukas Bärfuss zuverlässig den Wüterich. Die Klimapolitik, die Kleinfamilie, der Kapitalismus – alles eine einzige Katastrophe. Vor allem in der Schweiz. Denn wir – «ein Volk von Zwergen» – profitieren von der ungerechten Weltordnung, durch unsere Schuld leben die Menschen im «globalen Süden» in Armut.

Armut und die Ungerechtigkeit der Welt treiben Bärfuss auch in seinem vierten Roman um. Adelina, die Hauptfigur, wächst als Seconda in den fünfziger Jahren in Zürich auf. Sie ist zwar musisch begabt, hat aber eine Lese- und Schreibschwäche, für eine Lehre reicht es nicht. Der Vater stirbt und vererbt ihr nur Schulden, die Mutter geht zurück nach Italien, Adelina wird Arbeiterin in einer Suppenfabrik. Vom ersten Mann, den sie kennenlernt, einem italienischen Saisonnier im Strassenbau, wird sie schwanger. Er lässt sie und die Tochter Emma sitzen.

Unaufhaltsam geht es mit Adelina abwärts. «Unglücke geschahen keine», heisst es pathetisch, «das Leben war das Unglück, es floss dahin und kannte nur eine Richtung, hin zur

allmählichen Zermürbung.» Adelina arbeitet inzwischen in einer Bar, aber das Geld reicht nirgends hin, und niemand steht ihr bei. Weder die herzlose Barbesitzerin («Sie besass ein Penthouse am See, einen goldenen Jaguar und einen weissen Königspudel, der hiess Jacky») noch der zudringliche Vermieter («ein blonder Hüne mit langen Koteletten im roten Gesicht»). Und schon gar nicht der Krediteintreiber, ein «winziges Männlein mit zerbeultem Hut».

«Es lag an der Herkunft»

Sie alle sind Vertreter des bösen Materialismus, über den Bärfuss zu Gericht sitzt, und seine erzählerische Strategie, die Nebenfiguren unsympathisch zu machen, ist leicht durchschaubar: Er hangelt sich von Klischee zu Klischee. Aber auch die Hauptfigur Adelina bleibt seltsam farblos. Woran liegt es, dass sie sich nirgends zugehörig fühlt? «Es lag an der Herkunft.» Und nicht nur an der: «Es schien etwas faul zu sein, nicht nur in ihrem Leben, es schien etwas nicht in Ordnung zu sein mit der Welt.» Ständig verrutscht dem Autor die Innenperspektive seiner Figur; Adelinas Innenleben scheint vor allem aus seinen eigenen Ressentiments, seiner eigenen Empörung zu bestehen.

Weil Bärfuss sich wichtiger nimmt als seine Figuren, wirken sie wie Vehikel eines Konzepts, entwickeln kein eigenes Leben, fehlt es ihnen an Plausibilität. «Niemand weiss, wo Adelinas Unglück seinen Anfang nahm, aber vielleicht begann es lange vor ihrer Geburt.» Unter dem Fluch dieser finsternen Prädestinationslehre steht ihr Schicksal von diesem ersten Satz des Buches an. Darum muss Adelina ein hoffnungsloser Fall sein. Der Mann, der sie von ihren Schulden freikaufte und zu sich nimmt, «war grosszügig, fast verschwenderisch, er liess es an nichts mangeln, aber es fehlte die Liebe».

Nach einigen schwer nachvollziehbaren erzählerischen Kapriolen gerät Adelina unter den Einfluss italienischer Terroristen der Roten Brigaden. Sie hat «nicht das Gefühl, es mit Verbrechern zu tun zu haben. Sie waren nicht schlimmer als ihr Vermieter.» Widerstandslos erliegt sie der Gehirnwäsche des Chefideologen des «revolutionären Kampfs»: «Die Na-

Weil Bärfuss sich wichtiger nimmt als seine Figuren, entwickeln sie kein eigenes Leben.

tionen haben sich verbündet, verbündet gegen die Fabrikarbeiter, gegen die Besitzlosen.» Aber auch als Kurierin mit einer Tasche voller Sprengstoff, die sie in Zürich abholt, «dieser Herzkammer des Kapitalismus», ist Adelina zum Scheitern verurteilt. «Sie hatte keine Geschichte, sie war eine Gestalt, ein Schatten der Zeit» – und eine Figur in einem vor Sozialkitsch triefenden Roman.

Die Sprache

Frisch getrennt ist halb verständlich

Computer können immer mehr. Nicht nur schlagen sie Grossmeister im Schach, sie sind auch kreativ, und sogar in Texten, die sie nicht selbst verfasst haben, sind sie für Worttrennungen zuständig. Aber wie soll so ein Computer wissen, wann es um ein Druck-erzeugnis und wann um ein Drucker-zeugnis geht? Trennt man Stau-becken oder Staub-ecken? Handelt es sich um Stauende oder schon um das Stau-ende, und denken die Streikenden an ein Streik-ende?

Analphabeten haben's schwer genug, sie möchten sich nicht noch als Anal-phabeten im Text wiederfinden. Und was soll ein Bäckereileiter von Bäcker-eileitern halten? Eilt es, nimmt man am besten den Nachteil-zug (Nacht-eilzug) an den Alpeno-strand, besser bekannt als Alpen-ostrand. Auch eine Duschlampe möchte nicht als Du-schlampe bezeichnet werden. Fleischersatz möge er nicht, sagte der Metzger; das war ein Fleischer-satz. Im einen Kau-fladen alias Kaufladen gibt es Schwein-elenden oder Schweine-lenden, im andern Rohr-ohzucker (Roh-roh-zucker) und Kuchen mit Zuck-erguss beziehungsweise Zuckerguss, ein Verkauf-shit (Verkaufshit). Verlangt man Blumento-pferde, wird man keine Blumentopferde erhalten.

Be-inhalten ist besser als bein-halten, ver-beulen sinnvoller als verb-eulen. Ein Abt möchte nichts mit Abt-rennen (abtrennen) und Abt-reibungen (abtreiben) zu tun haben. Aus einem Flutscheinwerfer sollte man keinen Flutsch-einwerfer machen. Um was für eine Hose handelt es sich bei der Leberzirr-hose, und warum wird die Domorgel zu Domor-gel? Müllerzeugung darf nicht zur Müllerzeugung werden. Spargel-der haben nichts mit Spargeln zu tun. Ein falsch gesetzter Trennstrich, und Papierschöpfen wird zu Papi-erschöpfen. Aufgepasst beim Urin: Von Urin-stinkt (Ur-instinkt), Urin-sekt (Ur-insekt) und Masse-urin (Masseurin) wollen wir nichts lesen.

Was unterscheidet uns Menschen noch von künstlicher Intelligenz? Viele meinen, es sei der Humor. Aber den haben Computer doch längst, wie ich hier darzulegen versucht habe.

Max Wey

Kriegszelt bei Hans Zimmer

Der Schweizer Cellist Martin Tillman zog nach Hollywood aus, um mit den Grossen des Showbusiness zu arbeiten. Jetzt führt er in Zürich seine eigene Bühnenshow auf.

Benjamin Bögli

Martin Tillman: Superhuman. Live am 5. und 6. Mai im Theater 11 in Zürich Oerlikon.

Einmal, erzählt Martin Tillman, habe er drei Wochen lang im Studio mit Jack Nicholson verbracht. Der Hollywoodstar sei manchmal vor dem Bildschirm des Films, an dem sie arbeiteten, stehen geblieben und habe Grimassen geschnitten. «Ich dachte: Was macht er nur? Bis mir klar wurde: Nicholson öffnet sich selber nach!»

Tillman, 58, der seit Jahrzehnten in Hollywood und von Zürich aus als Filmmusiker arbeitet, hat tief in die Welt des Showgeschäfts hineingeblickt, war bei Blockbustern wie «Pirates of the Caribbean», «Transformers» oder «Mission: Impossible» dabei, trat zweimal an Oscar-Verleihungen live auf und spielte mit Popgrössen wie Elton John oder Sting auf der Bühne. «Was diese Leute, die fast ein ganzes Leben lang weltweit erfolgreich sind, ausmacht, ist der unbändige Wille, nie aufzugeben, um ihre Vision umzusetzen», sagt Tillman am Telefon mit der *Weltwoche*.

Er selber wusste auch schon ganz früh, was er wollte, oder besser gesagt: Eigentlich hatte er keine andere Wahl: «Ich habe ein Aufmerksamkeitsdefizit. Musik war das Einzige, auf das ich mich konzentrieren konnte», erzählt er. Tillman wuchs im Lehrermilieu mit drei Schwestern in der Zürcher Altstadt («der Weinplatz 4 war immer mein Anker») und im Berner Seeland auf. «Ich habe keinen einzigen Tag in einer normalen Schule verbracht, das wäre mit meiner beschränkten Aufmerksamkeitsspanne gar nicht möglich gewesen», sagt er.

Das Schicksal meinte es gut mit ihm: Seine Eltern betrieben die Jolimont-Schule in Erlach am Bielersee, und Tillman erhielt Privatunterricht. Später, als Cello-Student, wurstelte er sich durch das Konservatorium Freiburg und machte in Zürich die Prüfung zum Musiklehrer. Das heisst: Er schaffte das Diplom erst im zweiten Anlauf. «Ich spielte an der Prüfung vor den Experten so schlecht, dass sie mich



«Alles ist möglich»: Filmmusiker Tillman.

fragten, ob ich wirklich denke, dass das Cello das richtige Instrument für mich sei.»

Im Rolls-Royce zur Uni

Die Rockmusik begeisterte ihn viel mehr, seine Helden hiessen Toto – mittlerweile gute Freunde von ihm –, Chicago oder Supertramp. «Mein Vater mochte es aber nicht, wenn ich Rock'n'Roll spielte, für ihn war Mozart das Grösste», erinnert sich Tillman.

Auf der Rückseite der Musikalben, die er so liebte, las er jeweils, woher diese stammten: «Hollywood Studios» stand da oder «Ocean Way Studios». «Mit sechzehn, ich kann mich noch genau an den Tag erinnern, hatte ich die Vision, dass ich in Los Angeles mein Glück finden würde.» 1988 zog er mit einem guten Freund dorthin.

Unterschlupf fand er in Beverly Hills bei einem amerikanischen Musiklehrer, den er von früher kannte. «Wir fuhren jeden Morgen mit dem Rolls-Royce und dem Cello auf der Rückbank zur Uni, und ich dachte: Genau so muss es sein: Rolls-Royce und Beverly Hills!» An der University of Southern California machte er seinen Cello-Master. Als sie am letzten Uni-Tag heimfuhren, fragte ihn sein Lehrer, was er nun zu tun gedenke. Tillman antwortete: «Rock'n'Roll auf dem Cello!» Er kannte einen Sound-Engineer, der für den berühmten Musikproduzenten David Foster (Chicago, Whitney Houston, Earth, Wind & Fire) arbeitete, und rief ihn an. Dieser riet ihm, in einem Aufnahmestudio ganz unten zu beginnen. Tillman erhielt einen Job als Telefonist beim Ground Control Studio in Santa Monica. «Das war ein kleines, aber superhippes Studio, ich war

Mädchen für alles, machte Kaffee, putzte, mein Lohn war 4 Dollar und 25 Cent pro Stunde. Diese Stelle war die beste Schule meines Lebens.»

Er konnte bei vielen Aufnahmen dabei sein und traf die interessantesten Leute. Unter anderen lernte er die Williams Brothers kennen, deren Onkel die Gesangslegende Andy Williams («Moon River») war. Zusammen traten sie in Cafés auf. Im Keller des Hauses, das er zusammen mit zwei Freunden in North Hollywood mietete, hatte er inzwischen Hunderte von Stunden damit verbracht, auf seinem Cello Rocksongs zu üben.

Die Williams Brothers, verstärkt durch Tillman am Cello, erfreuten sich als Live-Band immer grösserer Beliebtheit. Mit der ruhigen Popnummer «Can't Cry Hard Enough» traten sie sogar in den Talkshows von Jay Leno und David Letterman auf. «Danach konnten wir uns vor Anfragen kaum noch retten», sagt Tillman. Er war nun ein gefragter Session-Musiker.

Bei den Hollywood-Blockbustern dabei

An einem Konzert in Florida mit dem Folk-Rock-Duo Indigo Girls vor 40 000 Zuschauern war es so heiss und feucht, dass sich der Kopf seines hölzernen Cellos aufzulösen begann und er sein Spiel abbrechen musste. Am nächsten Tag bestellte er per Eilkurier ein E-Cello. «Ich nahm es in die Hand und wusste: Das ist mein Instrument, jetzt kann ich auch laut sein, jetzt kann ich Rock'n'Roll machen.»

Es kam aber ein bisschen anders. Das neuartige Instrument gab vielmehr den Ausschlag zu seiner Karriere in Hollywood. Eines Tages, Mitte der neunziger Jahre, hatte Tillman eine Nachricht von Hans Zimmer auf dem Telefonbeantworter mit der Bitte um ein Treffen. Zimmer ist der erfolgreichste Filmmusikmacher der letzten Jahrzehnte, holte zwei Oscars, vier Grammys und drei Golden Globe Awards. Seine berühmteste Komposition ist jene zu «Pirates of the Caribbean». Zimmer erkannte Tillmans Potenzial am E-Cello, und es kam sofort zu einer Zusammenarbeit für den Film «The Fan» von Tony Scott mit Robert De Niro.

Bisher hatte Tillman kaum einen Bezug zu Filmmusik, die Arbeit reizte ihn aber, und sie wurde für ihn zum Selbstläufer: Als Cellist von Hans Zimmer war er als Musiker und Mit-

komponist während zwanzig Jahren an über hundert Filmen beteiligt und bei den grössten Blockbustern Hollywoods dabei.

Tillman sagt, er könne sich noch an jeden einzelnen genau erinnern, besonders aber an Ridley Scotts berühmten Kriegsfilm «Black Hawk Down» (2001). «Wir bauten in Hans Zimmers Studio eine Art Kriegszelt auf, in dem wir sechzig Tage und Nächte mit Komponieren und Musikmachen verbrachten, um möglichst nahe

«Ich war Mädchen für alles, machte Kaffee, putzte, mein Lohn war 4 Dollar 25 Cent pro Stunde.»

an die Atmosphäre des Films heranzukommen. Wir erzeugten einen Sound, den es so noch nicht gegeben hatte.» Mit Scott verbindet er auch sonst gute Erinnerungen von weniger martialischer Art: «Ridley ist ein unglaublich freundlicher und geselliger Mensch, am Nachmittag rief er jeweils zum «Four o'Clock Martini.»

Elton Johns Job-Angebot

Immer wieder spielte Tillman auch live, weil er und sein E-Cello bei prominenten Musikern grossen Anklang fanden. Einmal versuchte ihn gar einer der grössten Popstars der Welt für sich zu gewinnen. An Elton Johns 60. Geburtstag im New Yorker Madison Square Garden hatte Tillman ein Engagement als Gastmusiker. Bei den Proben fragte John, ob Tillman ein festes Mitglied seiner Band werden wolle. Der Schweizer Cellist gab dem britischen Superstar schliesslich einen Korb, weil er seine Karriere als Filmmusiker in der Traumfabrik nicht aufgeben wollte. Das Wichtigste, was er hier gelernt hat, sei, «dass das Leben unglaublich offen ist und dass in Hollywood alles möglich ist», sagt er.

Tillman lebte drei Jahrzehnte lang in Los Angeles. Er zog ein Dutzend Mal um. Er verdiente so viel, dass er sich ein kleines Haus in Santa Monica und später ein grösseres in Mar Vista leisten konnte, wo er sich sein eigenes kleines Studio einrichtete und in den letzten Jahren von dort aus arbeitete. Dies hatte allerdings auch einen traurigen Grund: Seine Frau Eva war an MS erkrankt, und Tillman wollte möglichst nahe bei ihr sein und sie pflegen, 2019 starb sie. Tillman kehrte wieder in die Schweiz zurück.

Hier setzt er nun um, was schon lange in ihm schlummerte. Er bringt die Musik seines 2016 veröffentlichten Albums «Superhuman», unterstützt von sechzehn anderen Musikern, auf die Bühne. Am Wochenende spielen sie im Theater 11 in Zürich Oerlikon zwei Shows. Geplant war der Auftritt schon vor drei Jahren, doch dann vereitelte die Covid-Pandemie das Vorhaben. «Ich habe aber das Gefühl, dass das Interesse jetzt grösser ist, die Leute sind offener für Neues, und ich versuche, ihnen die beste Zeit ihres Lebens zu geben», sagt Tillman.

Vielen Dank
für
Ihre Treue!



DIE WELTWOCH

Steigen Sie
ein,
fliegen Sie
mit!

weltwoche.ch





„Man vermutet, es war einer der ersten Computer...“

Fernsehen

Tod im Schnee

Beatrice Schlag

Dok: Todesfalle Haute Route. 27. 4., SRF 1

«Wer sich in eine solche Situation begibt, ist selber schuld und dumm», sagt Tommaso Piccioli in einer der Anfangsszenen der grossartigen SRF-Dok «Todesfalle Haute Route». «Der Typ war dumm, und wir waren so dumm, ihm zu folgen.» Der Typ war der erfahrene Bergführer Mario Castiglioni, dessen Skiwanderung mit einer Neunergruppe über die Haute Route von Chamonix nach Zermatt am 29. April 2018 in einer Katastrophe endete. Die Haute Route fordert Teilnehmern einiges an Fitness und Bergkenntnis ab. Aber sie ist nicht der Eiger und nicht der Himalaja. Wie konnten dort sieben Menschen umkommen?

Trotz grosser Behutsamkeit bei der Zuweisung von Schuld ist die SRF-Dok vor allem die Geschichte über einen starrköpfigen Bergführer. Castiglioni war mit Handy, GPS und Satellitentelefon ausgerüstet und riet trotz alarmierender Sturmwarnung zum Aufbruch. Das Wetterphänomen Whiteout, das aus einer verschneiten Gegend einen weissen Nebelmantel ohne jede Fernsicht macht, holte die Gruppe Stunden früher ein als prognostiziert. Der Sturmwind fegte alle Schneespuren der vorherigen Gruppen weg. Castiglioni, schneblind nach dem Verlust seiner Skibrille, irrte mit der Gruppe im Kreis. Seine Handy-Batterie war leer, das GPS konnte er nicht mehr lesen. Der Bergführer suchte schliesslich beim Eindunkeln im Alleingang den Zugang zur Berghütte, in der übernachtet werden sollte. Seine Gruppe, völlig erschöpft, hungrig und durchgefroren, biwakierte auf einem Schneefeld. Als der Nebel sich am nächsten Morgen lichtete, wurde Castiglioni tot aufgefunden, 550 Meter von der Berghütte entfernt. Neben Piccioli überlebten von der Gruppe nur zwei das vergebliche Warten auf die Rückkehr ihres Bergführers.

Film

Wo der Schrecken herkommt

Wolfram Knorr

Beau Is Afraid (USA 2023): Von Ari Aster. Mit Joaquin Phoenix, Patti LuPone, Amy Ryan, Nathan Lane

Fällt der Joker in Katatonie, wird er zu Beau. Aus dem grellen Clown mit dem zwanghaften Lachen wird ein in Trübsal versackter Wicht; aus krankhaft verzerrter Mimikry ein leeres Gesicht. Beau Wassermann, der kuriose Held des noch kurioseren Films «Beau Is Afraid» von Ari Aster, wirkt tatsächlich wie die implodierte Version des Horror-Jokers. Nicht nur weil Joaquin Phoenix beide verkörpert, beide teilen auch ein gestörtes Verhältnis zu ihren Müttern.

Während der Joker darüber aggressiv wurde, verkriecht sich Beau in sich, sitzt da wie ein Stein, der darauf wartet unterzugehen, auch wenn er vor seinem Therapeuten sitzt und ihn anstarrt. Steht er am Fenster seines kargen Apartments, ängstigen ihn die Irren auf der Strasse, die böse zu ihm hochglotzen. Die Nachbarn werfen ihm Ruhestörung vor, obwohl er nicht mal seinen Mund aufbekommt. Ein Ladenbesitzer kreischt nach der Polizei, weil ihm fünf Cent für eine Flasche Wasser fehlen. Alle sind gegen ihn, auch die Mutter. Die Telefonate mit ihr lösen Ängste aus, die wie ein neuronaler Film in seinem Bewusstsein ablaufen.

«Beau Is Afraid» ist ein Drei-Stunden-Terror, der Nerven braucht, will man bei dem Blitz- und-Donner-Egotrip nicht aus dem (Kino-)Sattel kippen. Den Fans, und davon gibt es immer mehr, passiert das nicht. Sie jubelten schon bei den früheren Horrorfilm-Parcours des Regisseurs und Autors Ari Aster, bei «Hereditary» (2018) und «Midsommar» (2019). Die wurden in die Arthouse-Beletage gehoben und grotesk gehypt. Die Kritik geriet ausser Rand und Band: Ganz grosses Kino, Meisterwerke!

Odyssee einer armen Sau

In Tat und Wahrheit hat Aster alten Wein in neue Schläuche gefüllt; mit raffiniertem Sound (in «Beau Is Afraid» sorgt eine verrückte Partitur von Bobby Krlic für die richtige Stimmung) und visuellen Overtüren. Ausserdem erlebe man bei seinem Horror Unglaubliches: Man begreife lange nicht, wo der Schrecken herkomme. Aber ist das nicht das Grundprinzip aller Horrorfilme? In «Hereditary» kam er aus dem Jenseits, in «Midsommar» aus einer wahnhaften Sekte. Wenn man Uralt-Plots dramaturgisch richtig aufmöbelt, bildet sich sogleich eine Gemeinde, die glaubt, da sage einer: Es werde Licht.

«Beau Is Afraid» ist nur insofern ein Horrorfilm, als er drei Stunden lang die Zuschauer mit einem Seelen-Striptease quält. Überraschenderweise ist er teilweise richtig lustig. Daneben gibt es quälende Passagen, etwa als Beau an eine theaterspielende Waldgemeinde gerät und mit Rauschebart in mystischen Kunstkitsch abrutscht.



Immer am Rande des Nervenzusammenbruchs: Amy Ryan und Joaquin Phoenix.

Die Ego-Sause beginnt ganz Aster-mässig wirkungsvoll: mit schwarzer Leinwand, Geräuschen und schemenhaften Bewegungen – mit Beaus Geburt. Er will nicht raus, aber seine herrschsüchtige Mutter hat Pläne, und die führen in Beaus Unglück. Irgendwann hat er sich dem mütterlichen Zugriff entzogen und haust nun in einem schäbigen Quartier einer namenlosen Stadt, umgeben von apokalyptischem Chaos und Gewalt.

Aber vielleicht bildet sich Beau auch alles nur ein? So erklärt er telefonisch seiner Mutter, nicht zu ihr fliegen zu können, weil ihm Koffer und Schlüssel geklaut wurden. Wunschenken, um der Mutter fernbleiben zu können? Der Zwang ist zu gross, er muss reisen, wird auf der Strasse überfahren und landet bei einer Vorstadtfamilie, die ihn pflegt. Nur nicht die Tochter, die ihn anschreit, weil er in ihrem Zimmer untergebracht ist. Entnervt haut er ab und landet bei der Waldgemeinde.

«Beau Is Afraid» ist die hysterische Odyssee einer armen Sau, immer am Rande des Nervenzusammenbruchs. Ständig lauern Gefahren, die grösste ist die Mutter (Patty LuPone). Nur im Wald kippt Beaus Panik in tranceähnliche Ruhe; da wabert's und webt's durch sein Dunkelwesen. Die Theatertruppe führt ein Stück auf, das auf ihn zugeschnitten ist: eine kuriose Gedankenreise voller Pathos und unfreiwilliger Komik. In der Zwischenzeit stirbt seine Mutter, und die Reise zu ihrer Beerdigung wird, in exzessiven Szenen, zur Abrechnung mit der Frau, die ihn in die Welt setzte und ein Leben lang drangsalierte. Da outet sich wohl



auch Aster ein wenig und spielt mit den für jüdische Mutter-Sohn-Beziehungen typischen Übertreibungen.

Die energierend egomanische Ausgrabungs- und Erinnerungsbuddelei funktioniert nur dank Joaquin Phoenix, der den Film alleine schultert. Wenn er wie gelähmt ins Weite, Tiefe, Uferlose starrt oder in Schläffheit erlöscht, dann wird das schwindelerregend. Und wenn er seine quengelnd-krächzende Stimme erhebt, appetitlos durch die karge Küche schlurft, zum wandelnden Jammertal wird, ist das fraglos grosse Mimenkunst. Aber das ganze astersche Wahngewilde kann gewaltig nerven, Phoenix hin oder her.

«Beau Is Afraid» lässt sich, mit aller Vorsicht, zwischen Darren Aronofskys «Mother!» (2017), Lars von Triers «Dogville» (2003) und Spike Jonzes «Being John Malkovitch» (1999) einordnen. Nur so als Orientierung.

Podcast Nackte Seelen des Playboys Michael Bahnerth

The Playboy Interviews: Icons & Iconoclasts.
Acht Folgen. Auf Audible.com

E-Mail von der Redaktion: Kannst du über die *Playboy*-Interviews schreiben? Die gibt's jetzt als Podcast bei Audible.com. Mache ich gerne, schreibe ich zurück; ich spreche mit mir darüber.

Weltwoche: Erinnerst du dich, welches *Playboy*-Interview du als Allererstes gelesen hast?

Michael Bahnerth: Gelesen ist vielleicht zu viel gesagt, aber das war, als ich aus meiner Karl-May-Phase herausgekommen bin. Da war ich zehn, elf vielleicht. Mein Onkel hatte ein *Playboy*-Abo, wir lebten im selben Haus, und ich wusste, in welcher Schublade er die Hefte stapelte. Und weil ich schon lesen konnte, aber noch nicht onanieren, las ich die Interviews. Ich glaube, mein erstes war jenes mit Charles Bukowski, das Jörg Fauser geführt hat.

Weltwoche: Als Zehnjähriger – hast du überhaupt etwas verstanden?

Bahnerth: Geht so. Bukowski kam erst später in mein Leben, dafür aber mit grosser Wucht. Ich wollte Dichter werden wie er, wurde aber bloss beinahe ein Alkoholiker wie er. In den Interviews kamen ja Schriftsteller, Künstler, Schauspieler, Politiker zu Wort, die von einer Welt erzählten, zu der ich noch nicht gehörte. Ich wollte Afrikaforscher werden. Oder professioneller Rasenmäher. Oder ein berühmter Schriftsteller, und ich dachte, irgendwann interviewen die dann mich mal. Während ich Rasen mähte, übte ich jeweils, stellte mir Fragen und beantwortete sie.

Weltwoche: Was für Fragen?

Bahnerth: «Welches Verhältnis haben Sie zu Gras?», etwa. Ich antwortete dann so was wie: «Es ernährt mich, meinen Körper und meinen

Mein Onkel hatte ein Playboy-Abo, und ich wusste, in welcher Schublade er die Hefte stapelte.

Geist, und manchmal schaut es aus wie das Meer, und ich schwimme darin mit meinen Gedanken.»

Weltwoche: Was geschah, als du geschlechtsreif wurdest?

Bahnerth: Ich schaute mir im *Playboy* zuerst die Bilder an, was denn sonst, Farrah Fawcett oder Bo Derek, und dann las ich ganz entspannt die Interviews. Jenes von Truman Capote, das war 1980, habe ich nie vergessen.

Weltwoche: Weswegen?

Bahnerth: Weil mir klar wurde, dass grosse Literatur oft einhergeht mit einer Art Selbstzerstörung. Capote hat Pillen geschluckt ohne Ende, Hemingway gesoffen, Mailer auch, einige haben sich umgebracht. Das hat mich abgeschreckt. Natürlich wollte ich in dieser Liga schreiben, aber den Preis bezahlen? Das hätte ich nur getan, wenn es eine Garantie gegeben hätte, in dieser Liga dann auch zu tippen. So bin ich Schreiber geworden und Gewohnheitstrinker und ein bisschen traurig vielleicht.

Weltwoche: Die Trauer darüber, nicht geworden zu sein, was du hättest werden können?

Bahnerth: Das klingt mir jetzt zu melodramatisch. Ein Mensch, der nicht stets leise enttäuscht ist vom Leben, hat das Leben nicht begriffen, seine Essenz, die auch ist, dass es nie mit den Träumen und Sehnsüchten Schritt halten kann. Ich pendelte immer zwischen einem Dasein als Playboy, als Philosoph und als Schreiber. Und die standen sich dann gelegentlich im Weg, anstatt sich im ganz grossen Stil zu befruchten. Das ist alles.

Weltwoche: Das heisst, du konntest dich nicht entscheiden für *einen* Lebensentwurf?

Bahnerth: So in etwa. Dann war ne neue Lady in meinem Leben, ich war glücklich und zum Teufel mit dem Rest. Dann ging eine Lady aus meinem Leben, und zum Teufel mit dem Rest. Dann habe ich getippt wie ein Irrer, mit und ohne Rotwein, aber es hat mich nicht gerettet. Aber ich habe gelernt, dass nur ein Gefühl von existenziellem Unglück die grossen Geschichten hervorbringt. Vielleicht habe ich zu wenig gelitten, mag sein.

Weltwoche: Aber du schreibst gern, trotz allem?

Bahnerth: Oh ja. Obwohl es gelegentlich eine selbstausbeuterische Qual ist, vor allem, wenn dir nichts einfällt. Aber manchmal ist es, als ob es mit dir schreibt. Dann ist es das Grösste der Welt.

Jazz

Sie sieht Romantik in allem

Mathias Haehl

Diana Krall: 4. Mai im Théâtre du Léman, Genf.
5. Mai in The Hall, Zürich

Das Bühnenlicht liebt Diana Krall. Kameras tun es ebenso. Ihre Plattencover gleichen lasziven Fotostrecken in Modemagazinen. Ein Jazzmagazin schrieb vor den Zeiten von #MeToo und politischer Korrektheit: «She is the hottest thing that's happened to jazz in years.» Heissbegehrt sind ihre Konzerte heute immer noch – dank kühler Stimme, cooler Tastenarbeit am Piano und minimalistischer Begleitung ihrer Band. Sie habe die erotischste Stimme seit Peggy Lee, schwärmte ein betörter Kritiker.

Fans feiern sie stets mit Standing Ovations, aber es irritiert die 58-Jährige heute noch: «Ich liebe es, die Leute mit meiner Musik glücklich zu machen – doch mir ist nicht wohl dabei. Ich bin am Anfang der Gigs immer noch sehr nervös. Und doch: Es gibt nichts Schöneres, als live aufzutreten.»

Und sie bleibt selbstkritisch, wie die Kanadierin bei unserer Begegnung in der Garderobe des Luzerner KKL gestand: «Ich finde, ich bin keine gute Pianistin. Und meine Stimme ist auch nicht Gold.» Sie lachte dazu, weil ihre CDs goldene Verkaufszahlen erreichen.

Bezug zur Schweiz

Grandios ist auch ihre Karriere: Diana Krall lernt Klavier als Vierjährige. Mit fünfzehn nimmt sie Unterricht beim Jazzpianisten Jimmy Rowles, der Marilyn Monroe das Singen beibrachte. Gern erinnert sie sich an ihre Jugendtage: «Ich hatte einflussreiche Musik im Ohr, mein Vater spielte Ornette Coleman, Bill Evans und Miles Davis.» Diana Krall selber hörte auch gerne Frauen wie Dusty Springfield

Als sie Anfang zwanzig war, sang sie im Zürcher Hotel «Central Plaza» am Barpiano.

und Joni Mitchell, Carmen McRae oder Shirley Horn. Letztere liebt sie für das Konzept der sinnlichen Verlangsamung, das sie ebenfalls pflegt. Krall: «Horns Musik fühlt sich für mich natürlich an.»

Natürlichkeit, Nahbarkeit und Ehrlichkeit, das sind auf der Bühne und im Gespräch ihre Qualitäten. Eines ihrer Lieblingsalben ist «Pump It Up» ihres Mannes Elvis Costello. «Er beeinflusst mich mehr als ich ihn», sagt sie. Seit zwanzig Jahren ist sie mit dem 68-jährigen Engländer verheiratet, der als Punk startete,



«Ich weiss genau, wie es ist, vor drei Leuten zu spielen»: Musikerin Krall.

aber auch soignierten Pop mit dem unsterblichen Burt Bacharach einspielte («Painted From Memory»). «Hochzeit durften wir auf dem Landsitz unseres Freundes Elton John feiern», erzählt sie stolz. Ihre beiden Zwillinge Dexter und Frank wurden 2006 geboren.

Zur Schweiz hat Diana Krall einen wichtigen Bezug: Als sie Anfang zwanzig war, sang sie im Zürcher Hotel «Central Plaza» am Barpiano und lebte bescheiden in einem Studio ohne Fernseher – ihren Durchbruch erlebte sie erst mit 35. «Ich weiss genau, wie es ist, vor drei Leuten zu spielen», erinnert sie sich.

Heute ist Diana Krall eine der grössten Jazzmusikerinnen. Sie hat von ihren dreizehn Einspielungen mehr als zwanzig Millionen Platten verkauft. 2022 brachte sie ihr zweites Best-of-Album heraus, nachdem sie mit Stars wie Elton John und Iggy Pop, Ray Charles und Paul McCartney oder den beiden Kanadiern Bryan Adams und Michael Bublé gespielt sowie gesungen hatte. «Ich hörte während Corona

meine alten Platten und dachte: Wow, ich bin stolz auf diese Songs.»

Jetzt ist sie «happy to be back». Und wieder kreativ unterwegs: «Ich gehe dabei auch gerne an dunkle Orte. Zwar nicht unbedingt an die destruktiven, aber an die überraschenden.» Oft singt sie minimalistisch und melancholisch wie im wunderschönen «But Beautiful». Oder sie redet wie alte Blueser: «In aller Traurigkeit und all den Sorgen liegt viel Schönheit. Das ist etwas, das uns den Schmerz nimmt.» So war es auch während der Covid-Lockdowns, als sie ihren Musikerehemann so viel um sich hatte wie nie zuvor: «Wir sassen zu Hause und diskutierten über Kunst und Musik. Es war aber auch hart: Elvis hatte Krebs. Das waren anstrengende und beängstigende Zeiten.» Umso unbeschwerter geniesst sie es, jetzt wieder auf Tour zu sein.

Live ist Diana Krall äusserst unterhaltsam, sie erzählt zwischen den Songs gerne Geschichten. Oft mit Pointen – sie liebt den Witz von

Stand-up-Comedians. Groucho Marx ist eines ihrer Vorbilder. Sie versteht sich nicht als pure Jazzmusikerin, ist sie doch in vielen Stilen zu Hause, ganz wie Elvis an ihrer Seite. Sie covert gerne Lieder anderer, etwa von Bob Dylan oder Duke Ellington, auch von Irving Berlin. 1996 sang sie ein ganzes Album zu Ehren von Nat King Cole ein: «All for You». Immer aber setzt sie live auf das Hauptmerkmal des Jazz: «Wenn ich nicht improvisiere, fühle ich mich nicht vollständig», sagt sie. Nachprüfen lässt sich das endlich wieder einmal in Genf und in Zürich.

Klassik

Grossmeister der Bruckner-Exegese

Manuel Brug

Anton Bruckner: Die 9 Sinfonien. Gewandhausorchester Leipzig. Mit Herbert Blomstedt. Accentus

When Music Resounds, the Soul Is Spoken To. Dok-Film von Paul Smaczny (D, 2022)

Ist das Musik für alte weisse Männer? Fast scheint es so. Die neun Sinfonien des Anton Bruckner, Gebirge aus Tönen, Klangkathedralen eines Komponisten, der in der Gruft unter der Orgel der Stiftskirche von St. Florian bei Linz ruht, auf der er so oft gespielt hat, sie wirken immer besonders kompetent, wenn Greise auf dem Podium stehen: ob der brummelige Sergiu Celibidache, der zerbrechliche Günther Wand oder der scharfsinnige Neue-Musik-Guru Michael Gielen. Diesen Autokraten schien die Autorität zuzuwachsen, die brucknerschen Musikmonster zu gliedern, zu strukturieren, besonders effektiv und nachhaltig zum Tönen zu bringen.

Selbst Christian Thielemann, obwohl mit 64 Jahren noch fast ein Bruckner-Benjamin, entdeckt in seinem gerade entstehenden zweiten Zyklus mit den Wiener Philharmonikern (dem ein unvollendeter mit der Dresdner Staatskapelle vorausging) eine Fülle von Feinheiten und klingenden Köstlichkeiten.

Vor allem Geduld

Doch der gegenwärtige Grossmeister der Bruckner-Exegese ist der in Luzern lebende Schwede Herbert Blomstedt. Am 11. Juli wird er 96 Jahre alt. Und wenn er inzwischen auch infolge eines Beinbruchs im Sitzen dirigieren muss, sein Wille und sein Geist sind ungebrochen. Wobei keiner seiner Kollegen so wunderbar, bescheiden, tief sinnig und gänzlich uneitel ist wie der tiefgläubige Adventist, Antialkoholiker und langjährige Vegetarier, der früher aus religiösen

Gründen samstags nicht dirigieren wollte – an diesem Tag aber längst seine Konzerte als eine Art Gottesdienst zelebriert.

In seine über siebenzig Jahre alten Bruckner- und Brahms-Partituren hat er schon immer die Anmerkungen auf Deutsch hineingeschrieben. Und noch heute notiert Blomstedt sich darin nach jeder Aufführung, wie er es beim nächsten Mal noch besser machen könnte: «Denn ich habe inzwischen verstanden, dass Dirigenten vor allem Geduld haben müssen.»

Herbert Blomstedt arbeitete von 1998 bis 2005 sieben Jahre lang als 18. Kapellmeister am Gewandhaus in Leipzig – in der unmittelbaren, nicht leichten Nachfolge von Kurt Masur. Und immer noch kehrt er regelmässig zu diesem Klangkörper zurück, denn ihn und das Gewandhausorchester verbindet eine gute Partnerschaft: Bescheidenheit bei höchst solider Werkkenntnis. Hier wird im Wissen um eine bedeutende Tradition flüssig und lebendig musiziert.

Jetzt ist bei Accentus eine Box erschienen, die sämtliche Bruckner-Sinfonien unter Blomstedt vereint, so wie sie zwischen 2005 und 2012 in



Leipzig aufgenommen wurden. Zusätzlich wurde der Einspielungsprozess in Paul Smaczny's Dokumentarfilm «When Music Resounds, the Soul Is Spoken To» festgehalten.

Da werden kraftvoll, zielgerichtet und zugleich total entspannt sinfonische Hochämter verrichtet, ja zelebriert, wie sie konzentrierter und demutsvoller kaum sein können. Gleichzeitig nobel und nachhaltig, schlicht und richtig. Bruckners eigenwillige Weltabgewandtheit scheint existenziell, aber ohne grosse Geste erfahrbar.

Jazz

Kasias vielfarbige Musik

Peter Rüedi

Kasia Pietrzko Trio: Fragile Ego. Polskie Nagrania / Warner Music.

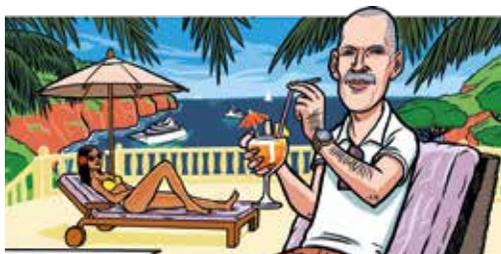
Polen hat eine sehr besondere Geschichte, und es hat seine ganz eigene Jazzgeschichte. Zu Zeiten des Stalinismus in den Untergrund, die «Katakomben», verdrängt, war Jazz auch noch danach Ausdruck für alles, was Westen, Freiheit, Demokratie bedeutete, und über die Musik hinaus ein Katalysator für viele Künste. Andererseits: Als westeuropäische Jazzmusiker noch fast ausschliesslich amerikanische Vorbilder kopierten, entwickelte sich in Polen eine sehr eigenständige, improvisierte Musik. Zum Beispiel in den Folklore-nahen Fusionen des Saxophonisten Zbigniew Namyslowski und am eindrucklichsten im Jazz des charismatischen Krzysztof Trzcinski, der sich «Komeda» nannte. Er war das Zentrum einer Reihe von Musikern, die, alle von ihm geprägt, über Polen hinaus Bekanntheit, ja Berühmtheit erlangten: unter anderen der genannte Namyslowski, der Geiger Michal Urbaniak, zumal aber Komedas engster Partner, der Trompeter Tomasz Stanko. Der wurde seinerseits zu einer Vaterfigur des neuen polnischen Jazz.

Auch die Pianistin Kasia Pietrzko, geboren 1994, kam nach einer klassischen Ausbildung durch Stanko überhaupt erst zum Jazz. Und sie war sogar die Pianistin seines letzten Quartetts vor dem Tod Stankos 2018. Jetzt erscheint von ihr das Album «Fragile Ego». Entgegen seinem Titel ist es ein starkes Stück dichter Triomusik mit den Partnern Andrzej Swies am Bass und Piotr Budniak am Schlagzeug. Pietzkos klassischer Hintergrund zeigt sich in ihrer technischen Bravour, gelegentlich aufrauschender üppiger Klavierkunst. Insgesamt aber ist sie mit kluger Ökonomie auf Dramaturgie bedacht, auf grosses Gefälle in der Dynamik, manchmal bis hin zu romantisch schlichter Melodiosität («Ich bemühe mich um Sparsamkeit; ich weiss, manchmal spiele ich viele Noten, aber das ist meinen Emotionen geschuldet»).

Als melancholischer Unterstrom (sozusagen das Erbe Stankos) sind in der vielfarbigen Musik auch dunklere Timbres zu spüren, das, was Michal Urbaniak einmal «diesen in den Genen kodierte gemeinsamen Nenner einer polnischen Schwermut» nannte. Nie aufgesetzt gefühlig, aber sehr emotional. Auch im Dreigespräch mit den Partnern.

Für mich ist Pietrzko (des Polnischen unkundig, merke ich sie mir unter ihrem Vornamen Kasia) eine der Entdeckungen der letzten Jahre.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein #MeToo

Mark van Huissing

«Noch wach?» Der Titel ist stark, finde ich. Viel mehr Gutes habe ich nicht zu berichten, leider, über das neue Buch von Benjamin von Stuckrad-Barre, einem deutschen Autor. Der Titel ist eine Anspielung auf Textbotschaften, die der ehemalige *Bild*-Chef Praktikantinnen oder jungen, ihm unterstellten Mitarbeiterinnen sandte, wenn er sie nächstens treffen wollte. Deshalb wird «Noch wach?» als #MeToo-Roman verkauft. Das trifft es aber nicht, in meinen Augen, es ist die Abrechnung des Schriftstellers mit einem ehemaligen Freund, einem erfolgreichen Verleger, dessen Haltung ihm nicht mehr passte.

Danke, dass Sie noch wach sind. Und noch da. Es geht hier nicht nur um Popliteratur, das ist MvHs «Wunderbare Welt». Sondern auch darum, wie *tricky* es ist für jemanden, der hauptberuflich über sich, sein Leben und was er in diesem erlebt, schreibt. Weil er dabei zwingend auch über Menschen berichtet, die ihm nahestehen (oder nahestanden). Solche werden zu handelnden Personen seiner Texte, weil sie handelnde Personen sind in seinem Leben. Und seine Texte sind sein Leben, sagt der Schreiber. Dem halten die handelnden Personen dann entgegen, es gehe aber auch um ihr Leben, und dieses sei privat. Abgesehen davon hätten sie kein Mitspracherecht, keine Möglichkeit, ihre Sicht zu verbreiten.

Unter anderem deshalb gibt es Redaktorinnen sowie Redaktoren, die Zeitungsartikel vor der Veröffentlichung auf faktische Richtigkeit und auf Gerechtigkeit gegenüber vorkommenden Leuten prüfen. In Buchverlagen heissen Mitarbeiter mit dieser Aufgabe Lektoren, und viele von ihnen sind prima in ihrem

Fach. Im Fall von «Noch wach?» allerdings nimmt es mich wunder, wo der Lektor war, als Stuckrad-Barres Manuskript eintraf beziehungsweise was er von Beruf macht.

Stucki, wie man ihn nennt, giesst Hass auf vielen, vielen Seiten über den seit einiger Zeit entlassenen *Bild*-Chef. Und zeigt sich auf noch mehr Seiten empört über seinen früheren Freund, den Springer-Verleger und -Mitbesitzer. Weil er grosse Geschäfte macht. Und den *Bild*-Chef mal lässig fand. Und, vor allem, weil er wichtig ist und reich und Einfluss hat. Stucki hat fast keinen Einfluss, höchstens den des Hofnarren. Immerhin bekam er angeblich jahrelang bis 40 000 Euro im Monat für wenig Arbeit vom Springer-Verlag, also seinem Freund, dessen publizistische Haltung/Inhalte für ihn jetzt «Dreck» sind (der Roman, der keine Namen nennt, sei inspiriert von realen Ereignissen, ist jedoch fiktional, steht zuvorderst).

Eine Enthüllung: Ich habe auch schon über Menschen geschrieben, die eine Rolle in meinem Leben spielten. Ohne sie zu fragen. Über mein Verhältnis zu meiner Cousine etwa, in dieser Spalte, als sie Krebs hatte. Die Kolumne hat sie nicht mehr gelesen, glaube ich, sie war zu schwach, kurze Zeit später ist sie gestorben, mit 56. Ihre Mutter fand den Text würdig, hat sich dafür bedankt (Glück gehabt). Oder über meine Exfrau, von der ich mich getrennt hatte, weil sie Kinder wollte, ich nicht, und sie dann plötzlich eins hatte; die Geschichte steht in «Mann, Baby, Mann. Wenn aus Männern Väter werden». Bevor das Buch erschien, gab ich ihr Bescheid – sie

«Weil ich nicht anders kann, es ist in meinen Genen.»

fand es unfair, dass ihre Sicht nicht vorkommt. Und brach den Kontakt ab (für drei Jahre). *Fair enough*. Und über einen Freund mit Geld, der mich auf seine Ranch in Amerika einlud, um vom wilden und freien Leben der Jäger und Cowboys zu berichten. Aber eher nicht darüber, wie er mich aufforderte, einem Erdmännchen, das er verwundet hatte, den Gnadenschuss zu verpassen. Oder wie er vom Pferd fiel. Die Reportage sah er erst in der Zeitung. Seither spricht er nicht mehr mit mir.

Die Frage, die ich mir stelle und die sich wahrscheinlich auch «Noch wach?»-Stucki stellt: Ist

es das wert? Antwort: auf einen einzelnen Text bezogen kaum. Über ein Schreiberleben betrachtet dagegen vermutlich schon. Auch weil wohl gilt, wie meine Beispiele zeigen, je weniger wichtig ein Stoff, desto heftiger ist der Aufstand. Abgesehen davon: «Warum hast du das getan? Jetzt ertrinken wir beide», sagte der Frosch zum Skorpion, nachdem der ihn beim Überqueren des Flusses gestochen hatte. «Weil ich nicht anders kann, es ist in meinen Genen.»



UNTEN DURCH Apfel in der Badehose Linus Reichlin

Mein Freund Bruno hat ... ich weiss nicht, wie ich es sagen soll. Es ist unappetitlich. Ein Unterleibsthema, noch dazu mit Warze. Und diese Warze hat nun eine dermatologische Diskussion ausgelöst zwischen Brunos behandelnder Hautärztin und dem Chefarzt der Praxis. Aber fangen wir von vorne an. Bruno begab sich also letzte Woche in den Behandlungsraum seiner Dermatologin, zur Hautkrebsvorsorge. Die Dermatologin sagte: «Machen Sie sich mal frei.» Bruno nahm das etwas zu wörtlich und zog auch seine Unterhose aus. «So frei auch wieder nicht», sagte die Dermatologin. Aber als Bruno seine Unterhose wieder anziehen wollte, sagte die Dermatologin: «Moment mal, das möchte ich mir jetzt doch genauer ansehen.»

Bruno erzählte mir, sie habe sich nun sein Geschlechtsteil «mit einer Art Vergrösserungsglas» angeschaut. Ich sagte: «Sei doch froh. Ohne Vergrösserungsglas gibt's da ja nicht viel zu sehen.» Das stimmt bei Bruno wirklich, das muss man leider mal ganz ehrlich in aller Öffentlichkeit ausposaunen. Die Natur ist grausam und kümmert sich nicht darum,

ob das, was sie den Männern zwischen die Beine hängt, auch das ist, was diese Männer sich wünschen. Die Nase eines Mannes ist übrigens kein Indikator! Bruno hat eine sehr grosse Nase. Das ist ja das Problem. Die Natur hat all ihre Ressourcen in seine Nase investiert, und danach war einfach kein Material mehr da, das man hätte verbauen können. Gérard Depardieu hingegen – um hier nur ein prominentes Beispiel zu nennen – hat sowohl eine grosse Nase als auch ein Riesending, wie man ja weiss. Die Natur scheute bei Depardieu keine Kosten. Dieser Mann kann in der Mannschaftsdusche eines Fussballklubs ganz selbstsicher duschen. Bruno hingegen sah man in der Rekrutenschule die ganzen sechzehn Wochen lang kein einziges Mal in der Kampniedusche. Er füllte nachts heimlich Wasser in leere Bierflaschen und schüttete es sich auf dem Kasernenhof hinter einem Container über den Kopf. Sogar heute noch denke ich manchmal, dass es einfach schade ist. Bruno ist ein so netter, charakterlich toller Mann – er hätte wahrlich etwas Besseres verdient als dieses Zipfelchen!

Und jetzt ist auf diesem Nichts von einem Penis zu allem Übel auch noch eine Feigwarze gewachsen! Es ist erstaunlich, wie wenig Platz solche Genitalwarzen für ihr Wachstum benötigen. Ich hätte ehrlich gesagt nicht gedacht, dass bei Bruno überhaupt genügend Fläche vorhanden ist für einen Fremdkörper. Aber so kann man sich irren. Jedenfalls sagte die Dermatologin, das sei nichts Schlimmes, man müsse es nur beobachten. Und so ist es ja auch: Es ist doch nichts Schlimmes! Auch ein Mann mit einer Penisbehinderung wie Bruno kann theoretisch Kinder zeugen – die Frau bemerkt den Vorgang nur nicht. Jedenfalls sagte die Dermatologin, Bruno solle in einem halben Jahr wiederkommen, doch damit war ihr Chef nicht einverstanden. Er schrieb Bruno, er rate dringend zu einer Entfernung der Warze. Am Telefon sagte die Dermatologin wiederum, ihr Chef habe in dieser Hinsicht «eine andere Philosophie» als sie. Verständlich, dass Bruno verwirrt ist: Was soll er tun – die Warze behalten oder wegmachen? Ich sagte: «Bruno, schau dem Realismus in die Augen! Eine Warzenentfernung bei dir da unten, das ist ein Kahlschlag! Warze weg, alles weg!» «Spinnst du», sagte Bruno, «ich habe doch eher zu viel als zu wenig!» «Bruno»,

sagte ich, «wir sprechen hier nicht über dein Bankkonto! Wir sprechen über Dinge, die man mit Geld nicht kaufen kann!» «Ein Apfel kostet nicht viel», sagte Bruno, «deshalb hast du dir früher in der Badeanstalt ja auch einen vorne in die Badehose gesteckt!» «Aber doch nur, um die Frauen davon abzulenken», sagte ich, «dass du überhaupt nichts in der Badehose hattest!» Ich schwöre, das war der einzige Grund für den Apfel!



FRAUEN Nancy Pelosi, Privilegierte Julie Burchill

Angesichts von Nancy Pelosi – dem ersten weiblichen «Speaker of the House of Representatives» und der ersten Frau, die in einer der Kammern des Kongresses einen Parteivorsitz hatte – fällt es schwer, sich nicht zynisch zu äussern über eine Partei, die bloss Stimmen zählt, statt um diese zu kämpfen. Geboren als Tochter eines Vertreters der Demokratischen Partei, kam Pelosi 1987 ins Repräsentantenhaus und wurde mit durchschnittlich 80 Prozent der Stimmen siebenmal wiedergewählt. Zwanzig Jahre lang führte sie die Demokraten im Repräsentantenhaus an. Nachdem die Republikaner nach den letzten Zwischenwahlen dort die Mehrheit gewannen, verlor Pelosi ihr Amt als Speaker und erklärte, nicht mehr dafür kandidieren zu wollen.

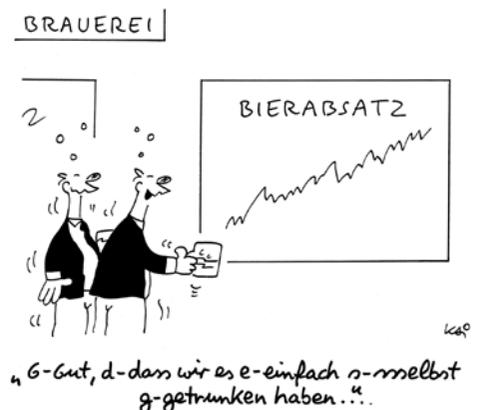
Sie kann sehr beeindruckend sein: Als während der Erstürmung des Kapitols die Meute ihren Kopf verlangte – «Bringt sie raus. Wenn sie nicht rausgebracht wird, hol ich sie mir!» –, forderte sie am Telefon bewaffnete Verteidiger an, und zwar so ruhig, als bestellte sie das Catering für ihren Buchklub. («Die Fäkalien sollten sich leicht beseitigen lassen», beruhigte sie danach, als wäre jemand von der allzu aufregenden Lek-

türe übermannt worden.) Letztes Jahr reiste sie gegen den Wunsch des Aussenministeriums nach Taiwan, worauf der Republikaner Roy Blunt witzelte: «Ich werde nun nacheinander vier Wörter aussprechen, die ich noch nie über die Lippen gebracht habe: «Speaker Pelosi hatte recht.»

Sie kann aber auf eine Art überprivilegiert wirken, die Trump zu vermeiden vermocht hat. Als sie dem Youtuber James Corden zeigte, wie viele Sorten Eis sie im Gefrierfach hatte, war das ihr Marie-Antoinette-artiger «Sollen sie doch Kuchen essen»-Moment. Während der Covid-Epidemie wurde sie, die dem Pöbel den Lockdown gepredigt hatte, ohne Maske bei ihrem Friseur gesichtet. Letztes Jahr verkündete der Erzbischof von San Francisco, als Abtreibungsbefürworterin werde ihr die Kommunion verweigert; wenige Wochen später erhielt sie sie direkt im Vatikan. Ihr Mann ist Investmentbanker; sein Vermögen wird auf 130 Millionen Dollar geschätzt.

Natürlich hat sie Luxusansichten, deren schlimmste die Vorstellung ist, dass Männer Frauen werden können. Ihr Statement letztes Jahr am «Transgender Day of Remembrance» zeigte einmal mehr, von welchem Wahnsinn linke Politik zerfressen wird und wie der Stunk um eine für Bud Light werbende Transfrau zeigte, entfremden sich die Demokraten ihrer proletarischen Basis mehr und mehr. Die mittlerweile 83-jährige Pelosi gehört zur ersten Gerontokratie, die die USA regiert. Es bleibt zu hoffen, dass Pelosis Ego nicht so monströs gross wie das von Biden und Trump ist und sie abspringt, bevor sie gestürzt wird – oder unter der Dusche ausrutscht.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Klimaschädlinge

Neubauer: Die Klimaforscher haben die ultimative Lösung für das Klimaproblem gefunden.

Thunberg: Na endlich.

Habeck: Ich dachte schon, das wird gar nichts mehr.

Neubauer: Die Klimaforscher haben nämlich herausgefunden, dass Pflanzen CO₂ aufnehmen und in Sauerstoff umwandeln.

Thunberg: Echt jetzt? Das ist ja fantastisch!

Habeck: Wer hätte das gedacht?

Neubauer: Wenn wir den CO₂-Gehalt in der Luft reduzieren wollen, müssen wir unbedingt die Pflanzen retten.

Thunberg: Dringend!

Habeck: Und vor wem?

Neubauer: Vor den Pflanzenfressern. Schuld an der Klimaerwärmung sind ja dann die Pflanzenfresser.

Thunberg: Ein Skandal!

Habeck: Eine Schande!

Neubauer: Pflanzenfresser sind Klimaschädlinge.

Thunberg: Nieder mit den Pflanzenfressern!

Habeck: Warum tun die so was?

Neubauer: Wir müssen die Pflanzenfresser ausrotten.

Thunberg: Weg mit ihnen!

Habeck: Das ist dann endlich mal eine sinnvolle Aufgabe für unsere Jäger.

Neubauer: Leider gibt es auch Menschen, die Pflanzen essen.

Thunberg: Du meinst Salat?

Habeck: Oder Gurken?

Neubauer: Ich meine Veganer.

Thunberg: Das sind keine Menschen, das sind Unmenschen. Die sollen gefälligst Fleisch essen, wie alle anderen auch.

Habeck: Wenn wir die Pflanzenfresser sowieso alle jagen müssen, haben wir ja dann auch genügend Fleisch für alle.

Neubauer: Um das Klima zu retten, entwickelt Pfizer/Biontech sogar eine Impfung gegen den Veganismus.

Thunberg: Gesegnet sei die Pharmaindustrie.

Habeck: Das ist die Klima-Endlösung.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

«Titanic» der Berge

Der berühmte Bahnhof an der spanisch-französischen Grenze, lange verlassen, ist jetzt ein Hotel.

Es gehen viele Geschichten und Gerüchte über die «Canfranc Estación» herum. Die Behauptung, an diesem monumentalen Bahnhof tief in den spanischen Pyrenäen, gut sieben Kilometer von der französischen Grenze entfernt, seien Szenen für «Doktor Schiwago» gedreht worden, hielt sich lange, konnte trotzdem nicht bestätigt werden. Wahr sein soll aber, dass hier die in Paris wohnhafte Jazzlegende Josephine Baker (1906–1975) im Dienst der französischen Résistance Informationen zur geplanten deutschen Gibraltar-Invasion auf Notenblättern in unsichtbarer Tinte weitergegeben hat. «Ihr Ruhm war ihr Deckmantel», schrieb Baker-Biograf Damien Lewis.

Ab 1940, nach dem Ende des Spanischen Bürgerkrieges, öffnete Machthaber Franco die Grenze zu Frankreich wieder, und Canfranc blieb als das Casablanca der Pyrenäen in Erinnerung, weil sich der Ort auf 1200 Meter über Meer im Zweiten Weltkrieg zur Brutstätte für Spione, wie eben das amerikanisch-französische Wunderkind Josephine Baker, entwickelte.

Spaniens König Alfons XIII. und der französische Präsident Gaston Doumergue weihten die «Canfranc Estación», ein 241 Meter lan-

ges modernistisches Gebäude aus Beton und Stahl, ursprünglich 1928 nach fünf Jahren Bauzeit ein. Während der Franco-Herrschaft diente der Bahnhof als Dreh- und Angelpunkt für eine halbe Million Spanier, die nach Frankreich flohen – Canfranc war eine von bloss drei Stellen, an denen die Eisenbahn durch einen Tunnel die Grenze überquerte. Auf dem umgekehrten Weg flüchteten im Zweiten Weltkrieg viele Franzosen aus ihrem von den Nazis besetzten Land – die Gestapo kontrollierte ab 1942 auch die spanische Canfranc-Haltestelle – in Richtung Amerika.

Ruhe nach dem Sturm

Nach den panischen Zeiten auf der «Titanic» der Berge, wie die «Canfranc Estación» auch genannt wird, kehrte etwas gar viel Ruhe ein. 1970 wurde die internationale Strecke nach einem Unfall schliesslich ganz geschlossen und der einstige Prachtbau ein halbes Jahrhundert lang seinem Verfall überlassen.

Vor wenigen Monaten eröffnete der Bahnhof wieder – jetzt als imposantes Hotel mit 104 Zimmern, wo man ab 149 Euro pro Nacht logieren kann.



Packende Geschichte: «Canfranc Estación» in den Pyrenäen.



Regierungspräsidentin **Christine Häsler** (Grüne),
Grossratspräsident **Martin Schlup** (SVP).



Vergnügt: CEO **Tom Winter**, Präsident **Peter Stähli**, SVP-Bundesrat **Albert Rösti**
mit Fohlen **Foxi**, 1 Monat, und Stute **Fleur**, 6.



FDP-Nationalrat **Christian Wasserfallen**,
Berns Stadtpräsident **Alec von Graffenried**.



Kaffeepause: Globetrotter-CEO **André Lüthi**,
alt Bundesrat **Samuel Schmid**.



SP-Trio: Nationalrat **M. Aebischer**, Nationalrätin
F. Wasserfallen, Ständerat **H. Stöckli**.

BEI DEN LEUTEN

Bern feiert

Vorhang auf, Licht an: Die Berner Frühlingsmesse BEA feiert dieses Jahr ihre 70. Ausgabe. Mit über 300 000 Besuchern und 850 Ausstellern.

André Häfliger

Riesenrad, feiner Geruch von Käse, Gebäck und Pferdestall. Überall strahlende Gesichter und ein bestens gelaunter Bundesrat **Albert Rösti**. «Schon als Bub brachte uns unser lieber Vater hierhin», sagt der SVP-Magistrat. Liebevoll streichelt er dabei neben CEO **Tom Winter** und Präsident **Peter Stähli** die Stute **Fleur** und das Fohlen **Foxi**. «Hier sind alle immer locker drauf, die Stimmung ist wieder fantastisch», freut sich Rösti. Wie waren die ersten hundert Tage als Bundesrat? «Spannend», meint er. «Es ging vor allem darum, zahlreiche Dossiers zu studieren. Geschätzt habe ich aber

auch den Kontakt mit der Bevölkerung ausserhalb des Büros.» Seine grössten Kritiker? Rösti schmunzelt: «Meine Familie, aber immer sehr konstruktiv.» Seine Ehefrau **Theres** habe inzwischen ihr Arbeitspensum etwas reduziert: «Um mich als Bundesrat zu begleiten.» Fazit: «Man darf sich selber nie zu ernst nehmen.»

Das sagt auch der Berner Stadtpräsident **Alec von Graffenried**: «Albert Rösti und ich haben viel gemeinsam. Wir lieben die BEA seit Jahrzehnten. Hier verbindet sich Tradition mit Innovation. Es ist ein wunderschönes Volksfest.» Alt Bundesrat **Samuel Schmid** und der ehe-

malige Fecht-Star **Christian Kauter** sind begeistert: «Diese Messe hat Rasse und Klasse!» Politiker **Thomas Fuchs** erinnert sich: «Vor Jahren habe ich an der BEA einen Swimmingpool gekauft.» Gleich nebenan trifft sich ein illustres SP-Trio: **Flavia Wasserfallen** und **Matthias Aebischer** vom National- und **Hans Stöckli** vom Ständerat. «Heute wird nicht politisiert», sagt Aebischer schmunzelnd. «Doch, doch», kontert **Nadja Günthör**. Die Ehefrau von Ex-Kugelstösser **Werner Günthör** sitzt seit einem Jahr für die SVP im Berner Grossrat: «Das macht richtig Spass.»

Good News aus dem Haus der Credit Suisse

Restaurant Bärengasse,
Bahnhofstrasse 25, 8001 Zürich,
Tel. 044 210 08 08. Montag bis Samstag.

Wer «Zürich Paradeplatz» nur aus dem «Monopoly»-Spiel kennt, der weiss vielleicht nicht, dass es im Erdgeschoss des alt ehrwürdigen Kreditanstaltgebäudes, das den Platz dominiert, sehr lebendiges Leben gibt: Die ehemalige Schalterhalle der Bank ist gewissermassen der Indoor-Garden des Restaurants «Bärengasse», und gegen die Gasse – eine Querstrasse zur Bahnhofstrasse –, die dem Lokal den Namen gegeben hat, gibt es auch ein kleines und feines Gartenrestaurant.

Spiritus Rector dieses in jeder Hinsicht gelungenen und seit langem sehr erfolgreichen Restaurants ist Dieter Meier, der hier an prestigeträchtigen Ort einen Promotions-



und Absatzmarkt für sein hervorragendes argentinisches Beef «Ojo de Agua» aus eigener Produktion geschaffen hat. Die Edel-Brasserie hat seit Jahren nichts von ihrem Charme verloren, und was in den darüberliegenden Geschossen angerichtet wurde, vermag die Leistungen der Küche dieses wunderbaren Lokals in keiner Weise zu beeinträchtigen.

Wir haben uns erneut davon überzeugt und genossen einmal mehr die Qualität des reifen und schmackhaften Rindfleisches. Der Klassi-

ker des Hauses, das niedriggegart Roastbeef, ist perfekt und butterzart, die Pommes allumettes und die Sauce béarnaise sind ebenfalls verlässliche Begleiter. Ein Kopfsalatherz mit Schnittlauch war dazu die absolut passende Einstimmung.

Man kann das hochwertige Rindfleisch aber auch als Tatar geniessen – klassisch oder als Café-de-Paris-Tatar, und das Entrecôte gibt es seinerseits in der Café-de-Paris-Variante. Rindsfilet, Rib-Eye-Steak und Roastbeef-Burger ergänzen die Angebotspalette des argentinischen Rindfleisches, und praktisch immer gibt es dazu die Sauce nach Wahl: Chimichurri, frischer Meerrettich, Cognac-Pfeffer-Rahmsauce et cetera. Alternativen sind ein Lachs-Ceviche, Zander an Beurre blanc oder – wohl ein Zugeständnis an die Touristen – Zürri-Gschnätzlets vom Kalbsfilet. Superfreundliche Bedienung!

WEIN/PETER RÜEDI

Ehrenrettung einer Verrufenen

Michael Broger. Müller-Thurgau Ottenberg
AOC Thurgau 2022. 11%. Broger Weinbau,
8561 Ottoberg. Fr. 18.–. broger-weinbau.ch

Mater semper certa est, sagt das römische Recht, «die Mutter ist immer gewiss». Im Gegensatz zur Vaterschaft. In der Genetik der Weinsorten ist das weit weniger sicher. Jedenfalls irrte der Thurgauer Hermann Müller, der im vorletzten Jahrhundert an der deutschen Weinbauforschungsanstalt Geisenheim lehrte, als er die Kreuzung, die er 1882 in die Welt setzte, «Riesling x Silvaner» nannte. Mutter (Vater? – selbst darüber lässt sich streiten) war nicht die Silvaner, wie spätere DNA-Forschungen nach und nach herausfanden, den Balg erst der einen, dann der anderen Chasselas-Variante unterschiebend und endlich bei der Madeleine Royale landend, einer inzwischen verschwundenen Sorte ihrerseits ungewisser Herkunft.

Wie auch immer: Müllers Neuzüchtung stand eine ambivalente Zukunft bevor. Quantitativ wurde die frühreife, sozusagen auf jedem Terrain ertragreiche Sorte



ein Riesenerfolg, andererseits stiessen die aus ihr gewonnenen Weine bald auf die geballte Verachtung der auch nur etwas anspruchsvolleren Kundschaft. Selbst das in seinem Urteil im Allgemeinen cool zurückhaltende «Oxford Weinlexikon» eröffnet den Beitrag über den oder die Müller-Thurgau, wie die Sorte heute richtigerweise meist heisst, mit einer eigentlichen Verwünschung: «Weissweinsorte, von der mit einigem Recht behauptet werden darf, sie habe dem deutschen Weinbau Unheil gebracht, inzwischen verschwindet sie aber von der Bildfläche.»

Nicht ganz, zum Glück, wie die Flasche dieser Woche glücklich beweist. Zwar ist das Dilemma der Sorte tatsächlich ein Paradox: je besser die Bedingungen, desto banaler das Resultat. In extremis produziert sie ein nut-

tiges Bouquet wie billiges Parfum. In der Hand eines kompetenten Winzers indes, wenn er sich denn überhaupt auf die inzwischen als banal verrufene Sorte einlässt, entstehen aus ihr elegante, fein ziselierte, knackige Weine.

Michael Broger am Thurgauer Ottenberg macht nicht nur hinreissende Blauburgunder. Er ist ein Meisterstilist dieses anderen, subtilen Müller-Thurgaus. Die Ehrenrettung der Sorte ist ihm (einen Katzensprung neben Tägerwilen, dem Geburtsort ihres Erfinders) gewissermassen ein lokalpatriotisches Anliegen. Er reüssierte damit selbst in einem für die Sorte besonders prekären Jahr wie 2022, in dem auch in der Ostschweiz sozusagen ein sizilianischer Sommer herrschte. Und Broger arbeitet ebenfalls im Keller möglichst naturnah, mit wenig, gelegentlich ganz ohne Schwefel und erst recht ohne sonstige chemische Tricksereien. Wie er diesem blütenstiebenden, fein zitronigen, belebend frischen Weisswein in diesem Sommer eine vernünftige Säure und einen unterirdischen Alkoholgehalt gerettet hat, bleibt sein Geheimnis.

Mein gutes Gewissen

Mit dem Suzuki Across fährt man komfortabel, mühelos und umweltschonend.



Markenübergreifende Kooperationen sind im Automobilgeschäft nichts Ungewöhnliches, Motoren sind beispielsweise ein ganz normales Handelsgut, und in Japan werden auch ganze Plattformen geteilt. Toyota und Subaru bauen etwa ein Elektrofahrzeug unter den Namen bz4X sowie Soltera gemeinsam. Und mit Suzuki teilt Toyota die Architektur des Bestsellers RAV4, der dann Across heisst. Umgekehrt wiederum vermarktet Toyota in gewissen Weltgegenden Autos, die bei Suzuki entwickelt wurden.

Für Suzuki-Verhältnisse ist der Across ein vergleichsweise grosses Fahrzeug mit grosszügigen Platzverhältnissen, bleibt aber immer noch so übersichtlich, dass auch Parkhäuser keine Momente des Schreckens verursachen. Mit mehr als zwei Tonnen Leergewicht ist der SUV allerdings auch einigermaßen schwergewichtig, was sonst gerade keine Eigenschaft der Suzuki-Modellpalette ist, die ansonsten aus angenehm kompakten und leichten Fahrzeugen besteht.

Einen Teil des Gewichts macht der relativ hohe Komfortstandard im Across aus, die Geräuschdämmung etwa ist hervorragend, und es fehlt in der Ausstattungsliste nichts, was man in ein modernes, komfortables Auto einbauen kann – sämtliche Sitze und das Lenkrad können beheizt werden, eine lange Reihe von Assistenzsystemen erhöht die Sicherheit und sorgt auch dafür, dass man sich im Across gerne zurücklehnt und entspannt seinem Ziel entgegenfährt. Suzuki macht es seinen Kunden da auch angenehm einfach, es gibt bloss

eine Ausstattungslinie, und darin ist eigentlich alles inbegriffen, was der Across zu bieten hat.

Dazu kommt das Antriebssystem des Allradfahrzeugs: Der Plug-in-Hybrid-Strang besteht aus einem Elektromotor mit Batterie (18,1 kWh), die an einer Wallbox oder an einer öffentlichen Ladestation aufgeladen werden kann. Rein elektrisch sind bis zu 75 Kilometer Reichweite möglich, das ist ein ausgezeichneter Wert und macht aus dem Suzuki ein ziemlich umweltfreundliches Fahrzeug. Voraussetzung ist natürlich, dass man die Batterie konsequent lädt und dass der Strom aus CO₂-freien Quellen wie Wasserkraft, Kernkraft oder natürlich auch der eigenen Solaranlage auf dem Garagendach kommt. Dazu kommt die Kraft eines 2,5-Liter-Benzinmotors für längere Fahrten oder sportliche Momente.

Kurz zusammengefasst, ist der Across ein Auto, in das man sich jeden Tag gerne hineinsetzt und das in der Regel lautlos losfährt. Benzin habe ich in den zwei Wochen mit dem Suzuki fast keines gebraucht, was sehr gut für mein Gewissen und das innere Gleichgewicht war. Und mehr kann man von einem Auto ja eigentlich nicht erwarten.

Suzuki Across 2.5 Plug-in-Hybrid Compact Top

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Benziner, 2 Elektromotoren, Allradantrieb, CVT-Automatik; Hubraum: 2487 ccm; Systemleistung: 306 PS / 225 kW; max. Drehmoment: 227 Nm / 3200 U/min; Lithium-Ionen-Batterie: 18,1 kWh; Verbrauch (WLTP): 1,0 l / 16,6 kWh / 100 km; Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h; Preis: Fr. 57 990.–



OBJEKT DER WOCHE Ring der versteckten Botschaft

«Enigma»

Ab ca. 4500 Franken erhältlich

Eine erste Anwendung fand CAD in den sechziger Jahren bei technischen Zeichnungen im Flugzeugbau, seither setzen unzählige Branchen auf das Computer-Aided Design. Auch der Goldschmied Cyrill Streuli ist auf den Geschmack gekommen. Fünfzehn Jahre lang arbeitete der Zürcher bei verschiedenen Juwelieren und Goldschmieden, wo er neben dem traditionellen Handwerk auch eine Leidenschaft für den Umgang mit CAD entwickelte. Letztes Jahr machte sich Streuli selbständig. In seinem Schmuck- und Design-Atelier in Langnau am Albis stellt er entsprechende Stücke nach dem Wunsch der Kundschaft her, macht Reparaturen – oder arbeitet an seiner eigenen Kollektion.

Ein Objekt gewichtet er ganz besonders: Es heisst «Enigma» und ist ein massiver Ring in 18 Karat Gold, den Streuli zusammen mit seinem Vater, einem Fotografen, entworfen hat. Und hier kommt feinste CAD-Technik ins Spiel. Durch den Mechanismus im Ring-Innenen kann eine persönliche Botschaft des späteren Trägers – bis zu achtzehn Buchstaben lang, von Streuli in Rot-, Gelb- oder Weissgold eingelassen – freigegeben werden. Mit wenigen Drehungen kommt die geheime Inschrift zum Vorschein oder sie verwandelt sich in ein elegantes, kryptisches Muster. Jedes Stück ist ein Unikat und entsteht in Zusammenarbeit mit dem Kunden.

Infos: enigma-ring.ch, cyrillstreuli.ch
Benjamin Bögli

Virtualität sticht Realität



Social-Media-tauglich: Der Sommer 2023 bei Balenciaga erinnert an Piktogramme.

Die Virtualität bezeichnet die Eigenschaft eines Dings, nicht in der Form zu existieren, in der es zu existieren scheint, in der Wahrnehmung hingegen dem zu gleichen, das tatsächlich existiert. Das Amalgam digitaler und analoger Welt zeigt sich am Phänomen, dass reale Dinge ihre Daseinsberechtigung nur aus ihrer virtuellen Existenz zu schöpfen scheinen. Ablesen lässt sich dies an der aktuellen Designsprache in Mode, Grafik und sogar Architektur. Sie macht den Eindruck, als würde sie nur noch für ihre Präsenz auf Tiktok artikuliert werden. Was in den Feeds herausstechen will, muss auf

maximal vier Quadratzentimetern schnell und deutlich erkennbar sein. Luxusmarken wie Balmain, Celine und Saint Laurent entschlacken ihre Schriftzüge in schmucklosen, fetten Lettern ohne Serifen, die auf den Kleidern gross abgesetzt erscheinen. Die Kleider selbst sind als markante Silhouetten entworfen, ihre Farben kräftig und flächig. Die Ästhetik erinnert an Verkehrszeichen, die auf grosse Distanz hin erkennbar sein müssen.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, gibt es diesen sagenumwobenen G-Punkt jetzt eigentlich oder nicht?
V.P., Aarau

Tatsächlich ist der sagenumwobene G-Punkt kein Mythos, es gibt ihn wirklich. Doch er ist kein Punkt, sondern eine Fläche. Etwa so gross wie ein Zwei-Franken-Stück, lässt sie sich mit dem Finger im Inneren der Vagina ertasten. Wenn Sie Ihre Finger in die Vagina einführen und Richtung Bauchdecke tasten, können Sie eine leicht geriffelte Fläche spüren. Dieses Areal ist gemeint, wenn vom G-Punkt die Rede ist. Gerne wird behauptet, dass diese Region die tollsten Orgasmen hergibt, die Frau sich vorstellen kann. Und vielleicht ist das der eigentliche Mythos. Denn wie jede andere Körperstelle auch ist sie nicht bei allen Frauen gleich sensibilisiert und wird deshalb niemals auf Knopfdruck derartige Höhenflüge produzieren. Doch



wir können unseren ganzen Körper für Berührungen sensibilisieren und seine Empfindsamkeit quasi trainieren, auch den G-Punkt. Wenn Sie Interesse daran haben, ihn zu erkunden, empfehle ich Ihnen, ihn täglich zu ertasten und leichten Druck auf ihn auszuüben. Wenn die besagte Fläche sanft stimuliert wird, stellen sich ungewohnte Empfindungen ein. Manche Frauen berichten, dass es sich anfühlt, als müssten sie Urin lassen, was zunächst ein unangenehmes Gefühl sein kann. Doch wenn

Sie sich langsam herantasten, mit Intensität von Druck und Bewegung experimentieren und immer wieder hineinspüren, kann sich die Empfindung verändern. So wird dieses Areal immer feinfühler und offenbart vielen Frauen ein schönes, erregendes Gefühl.

Beim Sex mit dem Partner wird der G-Punkt am besten in der Doggy-Stellung stimuliert. Auch hier können Sie sich langsam an die für Sie ideale Position herantasten. Das fällt leichter, wenn Sie bei der Selbstbefriedigung schon Erfahrungen gesammelt haben. Zeigen Sie Ihrem Partner, was er tun kann, um das besagte Areal mit seinem Penis zu stimulieren. Lassen Sie sich einfach von Ihrer Neugier treiben, wenn Sie Lust darauf haben, das sagenhafte Gefühl, das der G-Punkt Ihnen vielleicht ermöglicht, zu erkunden. Ich wünsche Ihnen viel Spass dabei!

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Bruno Campino

Beruflich arbeitet der Mitsubishi-Chef am Comeback der japanischen Marke. Privat pflegt er seit langem eine Leidenschaft für Sportwagen aus Fernost.

Wer, wie Bruno Campino, schon länger für Mitsubishi arbeitet, brauchte in den vergangenen Jahren gute Nerven. Der japanische Hersteller hat nämlich eine kurvenreiche Fahrt hinter sich. Im Jahr 2020 kündigte das Unternehmen seinen Rückzug aus Europa an, ein gutes Jahr später dann den Rückzug vom Rückzug. Bruno Campino ist seit 2006 mit einem kurzen Unterbruch in verschiedenen Funktionen bei Mitsubishi Schweiz tätig. Vor zwei Jahren übernahm er als Managing Director die Leitung des Unternehmens.

Wir treffen den Automanager zum Mittagessen (Kalbsleberli) im «Kreuz» Egerkingen, nahe dem Schweizer Sitz von Mitsubishi. Privat sei er ein grosser Mitsubishi-Fan, erzählt er. In den 2000er Jahren habe er sogar einmal eine Tuning-Garage für Sportwagen aus Fernost mitbegründet. «Nach den «Fast & Furious»-Filmen gab es einen riesigen Ansturm auf das Thema.» Dieser Leidenschaft ist Bruno Campino bis heute treu geblieben. Privat besitzt er für vergnügliche Ausfahrten einen Mitsubishi Eclipse Turbo von 1999. «Autos sind meine Leidenschaft!»

Die Marke Mitsubishi befindet sich in einer wichtigen Phase. Sie ist gerade dabei, verlorene Marktanteile zurückzuerobieren. Das wichtigste Instrument hierfür ist eine Modelloffensive. So präsentiert Mitsubishi gerade den neuen ASX, einen Vertreter des beliebten SUV-B-Segments. Unter anderem dank seiner insgesamt elf Optionen beim Antrieb – inklusive Plug-in-Hybrid-Variante – sei der ASX ein Auto, das sehr gut auf die aktuellen Bedürfnisse der Kundschaft zugeschnitten sei. «Und im Herbst legen wir den Kleinwagen Colt als viertes Modell unseres aktuellen Sortiments neu auf», sagt Campino.

Energie nach vorne

Klar, die letzten Jahre seien nicht einfach gewesen. Aber es sei im Leben eines Automanagers eine ganz spezielle Aufgabe, die einmal eingeleitete Rückwärtsbewegung blitzschnell wieder in Energie nach vorne umzuleiten. Der grossgewachsene und überlegt



Spezielle Aufgabe: Manager Campino.

auf tretende Mitsubishi-Chef ist überzeugt, dass die Marke dank der Allianz mit Renault und Nissan überzeugende Angebote im helvetischen Markt platzieren kann. «Wenn wir die bei den Modellen in den letzten Jahren entstandene Lücke schliessen, dann können wir auch wieder an die Marktanteile aus der Vergangenheit anknüpfen.»

Der Mitsubishi-Mann erinnert daran, dass der japanische Hersteller seit je ein unpräziser, aber sehr innovativer Technikpionier war. «Technologische Entwicklungen

bei der Direkteinspritzung und beim Vierrad-antrieb sind mit der Marke verbunden.» Und auch in der Welt der Elektrofahrzeuge sei Mitsubishi früh in Erscheinung getreten. «Der Mitsubishi Outlander war lange der meistverkaufte Plug-in-Hybrid.» Das bidirektionale Laden, bei dem das Auto bei Bedarf auch wieder Strom ans Netz abgeben kann, habe man seit zehn Jahren im Griff. Dieses Know-how komme jetzt innerhalb der Allianz auch Renault und Nissan zugute.

Florian Schwab

Milo Moiré, Künstlerin

Die Luzernerin fürchtet sich vor Stillstand, tendiert zum Liberalismus, Seitensprünge verzeiht sie nicht; einen schönen Frühlingsabend mit C. G. Jung stellt sie sich prickelnd vor.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Milo Moiré: Ein Mensch, der seiner Zeit voraus ist, stoisch dem Sekundenzeiger des Zeitgeists lauscht.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Moiré: Amüsiert lächelnd, wurde mir vom weltbekannten Fotografen Peter Lindbergh mein Autogrammwunsch auf meiner linken blanken Brust erfüllt. Die Galeriebesucher der Vernissage wunderte es nur ein bisschen.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Moiré: Eine Schweizerin spricht nicht darüber, wurde mir letztens noch gesagt. Eine Künstlerin vielleicht. Ich ziehe hier gerne meinen Pass-Joker.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Moiré: Womit ein Mann bei mir punkten kann: Loyalität, Humor, Intelligenz, Grosszügigkeit, Sportlichkeit und Feinsinnigkeit. Eine gewisse Erhabenheit gegenüber gesellschaftlicher Moral ist an meiner Seite vonnöten. Wem es gelingt, all diese Punkte in höchstem Mass zu vereinen, wird mein Herz, meinen Verstand und Körper erobern.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Moiré: Stillstand.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Moiré: Seit ich Single bin, verbringe ich glücklicherweise wieder viel mehr Zeit mit meiner Freundin, die mich kürzlich herzhaft zum Weinen brachte vor Lachen.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Moiré: Jemand mit dem politischen Verstand eines Wissenschaftlers. Jemand mit dem unbestechlichen Herzen eines Unternehmers. Jemand mit Feuer in den Augen und charismatischer Ehrlichkeit. Existiert diese Person im Bundeshaus?

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Moiré: Ich glaube nicht an Gott, an das Göttliche hingegen schon. Für mich ist es die höchste Form der Energie.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Moiré: Überfragt. Ich tendiere zum Liberalismus.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?



«Loyalität, Humor, Intelligenz»: Moiré, 39.

Moiré: Einen Tag vor Weihnachten schlief ich mit sechzehneinhalb Jahren zum ersten Mal mit einem Jungen namens Armando. Ein portugiesischer, frühreifer Frauenschwarm mit stechend hellgrünen Augen.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Moiré: «I Don't Wanna Miss a Thing» von Aerosmith. Ich bin eine unersättliche Romanikerin.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Moiré: Ich würde gerne in elegantere Kleidung investieren.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Moiré: Ich stelle mir das sehr prickelnd vor, mit C. G. Jung im Garten bei Vogelgezwitscher über sein «Rotes Buch» philosophieren zu können.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Moiré: Mich auf mein eigenes Leben zu konzentrieren und nicht so viel über andere nachzudenken.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Moiré: Nein.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Moiré: Weil ich mit zwölf bis dreissig Jahren bereits Vegetarierin war und aufgrund von Mangelerscheinungen wieder angefangen habe, reduziert Fleisch und Fisch zu essen. Damals war das ganz und gar nicht en vogue. Ich habe schon früh auf meinen Körper und meine eigene Stimme gehört.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Moiré: Ich glaube, es geht nichts verloren, da alles aus Energie besteht und diese sich wieder in einer anderen Form materialisieren wird.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

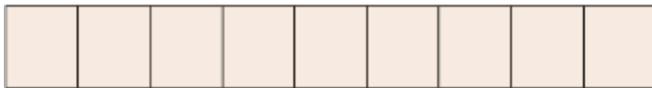
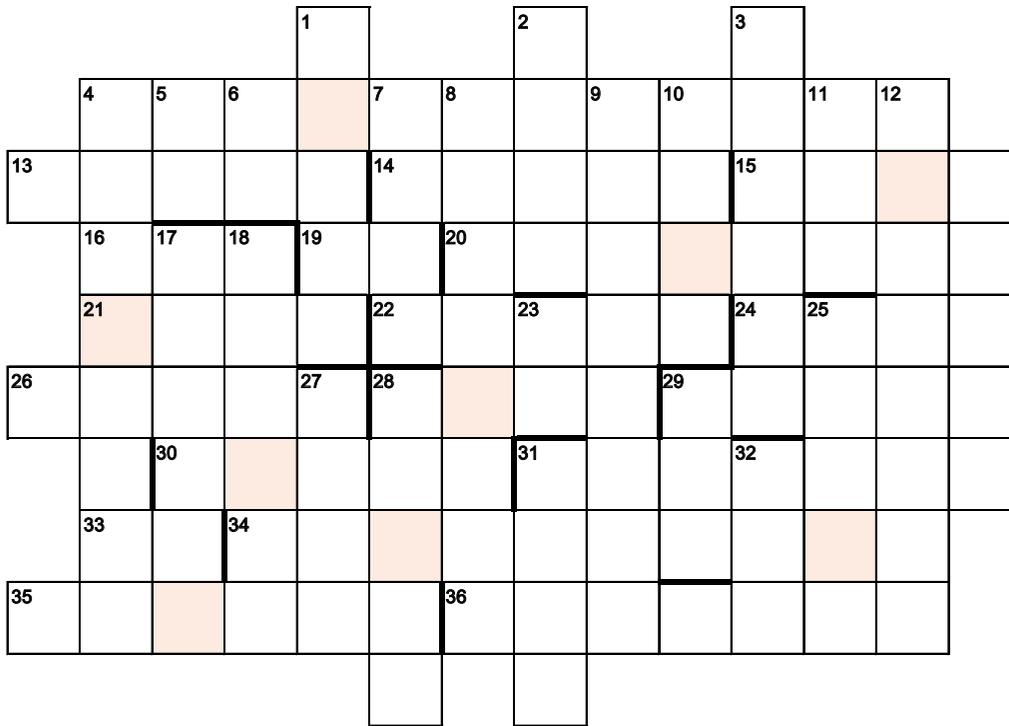
Moiré: Steuerbefreiung für Kunstschaffende!

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Moiré: Ich denke, meine Eltern und die Schweizer Gesellschaft im Allgemeinen. Ich orientiere mich gerne an Extremen oder Visionären.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Moiré: Wenn ich ein Kunstwerk vollendet habe.



Lösungswort — Vögel, die in Eingangsportalen brüten?

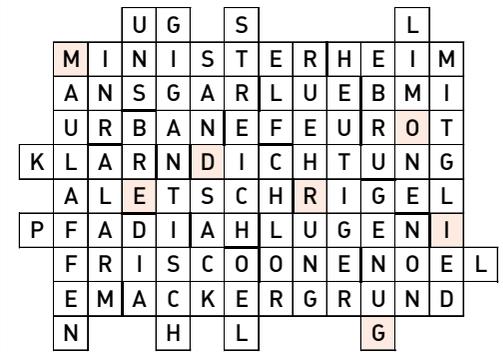
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Soll-Eigenschaft von Postgut? 13 dieses Fahrzeug ist italienisch und wenn vor Sian sogar römisch 14 unvollständiges Anbeissen 15 posh, aber ziemlich verdreht 16 italienischsprachiger Teil von Vorsilben 19 in der Erdkruste und in Gruben vorkommendes Übergangsmetall 20 wo Korallen Eisenbahn fahren? 21 ist bei Rädern und bei guten Abenden zentral 22 natriumchloridreiche Lebensräume 24 lauschiges Dörfchen aus Stadtmenschen-Sicht 26 sind je nachdem Arbeiter oder Schreiber 28 süß, aber ein Zeichen für Transfeindlichkeit 29 kommt bekanntlich auch «visuell herausgeforderten» Hühnern gelegentlich unter den Schnabel 30 Handelsrechtliche Gesellschaft aus Zweigen? 31 Aufforderung zum Stehlen von Pökelflüssigkeit? 33 was Dermessern und Insinnigen fehlt 34 sind Jupiter 1, Amazonas 3 und Thor 5 35 wirkt unterstützend und fordert ehrgeiziges Verhalten 36 kann logischerweise Gebrauchsspuren verursachen

Senkrecht — 1 meist in Schwärmen auftretende internationale «Anschauung» 2 in Ratzeburg zu finden 3 ist fast immer mit dabei, wo hohe Gewinne winken 4 dürfen Beamte angeblich nicht annehmen 5 ist zusammen mit Che bäumig 6 fast 20'000 km² Deutschland, in der Schweiz kaum etwas Wert 7 durch Wände begrenzt, wenn nicht unendlich 8 bringen Zeitungen Einnahmen und der Polizei Arbeit 9 so ist ein warmer Cervelat für Deutsche 10 fremdsprachiges Lesen, einst umtauschbar z. B. in ...11... dies 12 lässt sich ohne Schöpfkelle schöpfen und ohne Posthalter aufgeben 17 was man verdient, ob man es nun verdient hat oder nicht 18 i-Förmige von Zähnen verursachte Verletzungen? 23 Stromquelle im Grossformat, aber in Kurzform 25 liegt mitten in Parsenn und ist potenziell lebensgefährlich 27 was Macbeth in Shakespeares Sprache mit König Duncan tat, wird auch von Dirigenten genutzt 28 wer dies hat, liebt Katzen oder feuchtfröhliche Partys 29 als Pflaume für gewöhnlich nicht im Hafen zu finden 31 wird man angeblich durch Versuch oder durch Schaden 32 sumerischer Gott in der Haute Couture

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 815



Waagrecht — 1 BaUGruben 5 MINISTER (Mini-Ster) 10 HEIM 13 ANSGAR (ans gar) 14 LUEgenbeginn 15 BMI (Body-Mass-Index) 16 URBAN (Papstname) 18 FegE-FEUER 19 ROT 20 KLAR (Anagramm) 22 DICHTUNG 24 ALET(SCH) 25 RieGEL 27 PFADI Winterthur (Handball-Verein) 29 (Z)AHn (Amperestunde) 30 Neunmal-kLUGEN 32 FRISCO (Name mehrerer US-Städte, Glacemarke) 34 MillionEN (engl. f. eins) 35 NOEL 36 EM (Europameisterschaft) 37 ACKERGRUND

Senkrecht — 1 (K)UNSt 2 (GIGAN)TISCH 3 STREICH 4 LIMONE 5 MAULAFFEN 6 (H) INRichtungen (International Normalized Ratio) 7 SANDSACK 8 ELF 9 RUEHRUNG 10 HEUTIGER (Heu-Tiger) 11 (F)EBRUar (türkischer Frauename) 12 MITGLIED 17 LumBREin 21 ALARM 23 CHLORoform 26 GENUG (Gen-UG) 28 DIA (span./portug. f. Tag) 31 KaNoNenrohren/XeNONscheinwerfern (franz. f. nein) 33 OEL

Lösungswort — **MODERIG**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

RADO

SWITZERLAND

RADO.COM

MASTER OF MATERIALS



RADO CENTRIX

Feel it!